PT
2461
S28R6
1873

Class PT2461
.S28R6
Book 1873

GIFT OF
ESTATE OF W. R. HESSELBACH

Gallerie
interessanten Gestalten.

Roman

einer

tugendhaften Frau

von

Wanda v. Dunajew.

Interessante Gestalten.

Bibliothek

neuer Romane und Erzählungen.

4. Band.

Prag.
Druck und Verlag der Aktien-Gesellschaft Bohemia.

48
1672

Der Roman einer tugendhaften Frau.

Ein Gegenstück zur „geschiedenen Frau" von Sacher-Masoch

von

Wanda von Dunajew.

Prag.
Druck und Verlag der Aktien-Gesellschaft Bohemia.

PT 2461
S28 R6
1873

Gift of
Estate of W. H. Hesselbach.
1920.

Ein wunderbarer Wintertag, kalt, aber sonnenhell und freundlich, ein Tag, an dem die Eiszapfen, mit denen die Dächer behangen sind, zu blitzenden Silberquasten werden und der Schnee sich gleich einem weichen Hermelinteppich unter die Füße der Damen breitet, welche zwischen den kahlen Kastanienbäumen der Residenz promeniren, um ihre farbenreichen kostbaren Pelzcostüme zu zeigen, mit den Herren, von denen sie umschwärmt werden, zu plaudern und von Zeit zu Zeit die Lorgnette vor das Auge zu nehmen, wenn irgend ein fabelhaftes Thier, ein feuerspeiender Drache oder ein Greif, auf seinem Rücken ein paar elegante Frauen vorüber trägt, die mit von der Winterkälte rosig angehauchten Wangen nachlässig in ihren weichen Pelzen liegen. Munter ziehen die Pferde die leichte Last unter dem heiteren Geläute ihrer Schellen und heben stolz die Köpfe mit dem bunten Federschmuck.

Unter den zahlreichen Schlitten ist es besonders einer, welcher weniger durch Reichthum, als durch solide Eleganz und das geschmackvolle

Arrangement auffällt, vielleicht noch mehr durch die beiden Frauen, welche in demselben sitzen. Einen größeren Contrast, als ihn diese bieten, kann man sich kaum mehr denken. Die ältere, eine üppige Brünette, hat die dunkle Farbe der Südländerin, die vollen Lippen sind etwas geöffnet und die großen braunen Augen blitzen von Zeit zu Zeit auf, wie das Wetterleuchten einer Sommernacht. Sie trägt blauen Sammt mit reichem Pelzbesatz. Eine kokette Polenmütze von gleichem Stoffe auf den schwarzen Locken läßt sie um vieles jünger erscheinen, als sie in der That ist. Niemand würde ihre Begleiterin für ihre Tochter halten, es ist ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Ganz in schwarzen Sammt gekleidet, das reiche goldblonde Haar in schweren Flechten bis in den Nacken, liegt sie in dem Schlitten mit jener vornehmen Ruhe und Gleichgiltigkeit, welche man nur bei Damen der höchsten Aristokratie findet, und womit diese Frauen den außer ihren Kreisen Lebenden so sehr imponiren; das regelmäßig schöne Gesicht mit der breiten klugen Stirne, den großen scharfblickenden grauen Augen, dem kleinen festgeschlossenen Munde und der leicht gebogenen Nase, frappiren auf den ersten Blick und fesseln bei jedem neuen immer mehr und mehr.

Während sich die Mutter behaglich in das Bärenfell schmiegt, mit welchem der Schlitten ausgelegt ist, und mit lebhaftem Interesse die

Fahrenden und Gehenden mustert, bleibt das Gesicht des Mädchens theilnahmslos. Irgend ein ernster Gedanke scheint sie zu beschäftigen, und ihr Blick streift kalt all' die winterliche Pracht, welche sich um sie bauscht und brüstet.

„Mama", sagt das Mädchen plötzlich, „ich möchte Jenny besuchen, hast Du etwas dagegen?"

„Nein, mein Herz, im Gegentheil, ich werde Dich selbst zu ihr führen."

Der Schlitten hält vor einem großen Hause und die junge Dame springt leicht auf die Straße.

Mit einem „Adieu Mama" ist sie im Thorweg verschwunden.

Eine halbe Stunde später finden wir die lebenslustige Mutter des ernsten Mädchens in ihrem Boudoir wieder. Die Atmosphäre in diesem kleinen vornehmen Raume ist von jenem wollüstig süßen Duft, der die Nerven aufregt und die Sinne berauscht.

Das Licht, das durch schwere Vorhänge von blauem Damast gedämpft hereinfällt, gibt ein magisches Halbdunkel, das vollkommen zu der sinnlichen Trunkenheit paßt, die hier Alles auszuströmen scheint. In reizender Unordnung stehen die Möbel durch einander und die schwellenden Seidenkissen der Ottomane laden zu süßen Träumen und Genuß ein. Die Herrin dieses Heiligthumes der Lie sitzt an einem eleganten Schreib-

tisch und ist eben damit beschäftigt, ein kleines Briefchen zu siegeln. Sie hat die Straßentoilette abgelegt. Ein fließender Seidenrock und eine rothe Atlas-Jacke mit reicher Hermelin-Einfassung kleiden sie zugleich verführerisch und prachtvoll. Ihre Gestalt geht zwar über das gewöhnliche Maß der Frauen hinaus, aber die Art, wie sie sich halb träge, halb kokett in den Hüften wiegt, verleiht ihr jene schmiegsame Grazie, die das Männerauge so sehr entzückt und oft ganz häßliche Frauen reizend erscheinen läßt.

Das Briefchen ist fertig und wird der Kammerjungfer, welche wie überall auch hier die Vertraute ihrer Herrin ist, übergeben.

Eine Stunde vergeht, welche die Dame in großer Ungeduld und freudiger Erwartung verbringt. Von Zeit zu Zeit stellt sie sich vor den Spiegel, ordnet ihre Locken oder fährt mit der Hand über den Hermelin ihrer Jacke.

Endlich klirren Sporren und ein noch junger und schöner Stabsofficier stürzt in das Boudoir und zu den Füßen der Dame, ihre Hände mit Küssen bedeckend.

„Endlich wieder ein Tag, Gräfin, an welchem ich Sie sehen und in meine Arme schließen darf. Dies Glück wird mir so selten zu Theil, daß ich darnach lechze wie ein Fiebernde nach einem Tropfen Wasser."

Und wieder küßt er ihre Hände, während sie

ihr Auge mit verzehrender Gluth auf den schönen Mann heftet, um ihn dann mit einem seligen Lächeln an ihre Brust zu ziehen. „Sie wissen selbst, wie sehr ich darunter leide", flüsterte sie, ihn über die Stirn streichend, „der Zufall wollte, daß gerade heute mein Mann und meine Tochter abwesend sind. Ich werde einige Stunden allein sein, und je seltener das Glück, um so voller wollen wir es genießen." —

Während die Mutter sich in dieser vornehmen Weise amüsirt, ist ihre Tochter, Comtesse Adrienne, bei ihrer Freundin, Baronesse Bollenfeld, bei der eben einige ältere Damen zu Besuche sind, mit dem Rufe: „Ah, unsere schöne Puritanerin" empfangen worden. Sie lächelt, und nachdem sie die Andern mit einer anmuthigen Verbeugung begrüßt hat, küßt sie liebevoll den Mund ihrer Freundin, deren kleinere Geschwister sie jubelnd umringen.

Jenny, ein hübsches, blasses Mädchen mit träumerischen blauen Augen, nimmt ihr den Hut ab.

„Ach, Adrienne", ruft sie, „dies schwarze Sammt-Costüm läßt Dir reizend und paßt so ganz zu Deiner imposanten Gestalt und Deinen strengen Mienen. Es fehlt nur noch ein Hermelin-Mantel und das Bild einer Herrscherin ist fertig."

„Laß' das, Jenny, Du weißt, daß ich Pelz-

werk nicht leiden kann, und es mir immer unangenehm ist, wenn ich bei meiner Mutter die vielen Pelze herumliegen sehe. Ich würde eher erfrieren, als einen Pelz auf meinem Körper dulden."

Jenny steht noch immer bewundernd vor der Freundin und schüttelt das reizende Köpfchen, als könne sie den Widerwillen derselben nicht begreifen, denn sie ist überzeugt, daß gerade ein Pelz die Schönheit Adrienne's noch um vieles erhöhen würde.

Adrienne ist groß und schlank, ihre Haltung stolz, jede ihrer Bewegungen voll ruhiger Sicherheit. Den Kopf trägt sie etwas hoch und voll und fest blickt sie Jedem in's Auge, der mit ihr spricht. Ihr Teint ist zart und blendend weiß mit einem rosigen Anhauch.

„Nun höre doch einmal auf mich anzustaunen", sagt sie mit einem leichten Lächeln zu Jenny.

„Aber Du bist doch auch gar zu streng", erwiedert diese. „Von mir kannst Du Dir schon etwas den Hof machen lassen, das hat keine Gefahr. Oder willst Du auch gegen mich die Grausame spielen wie gegen unsere armen Herren, die Deinetwegen in Verzweiflung sind?"

„Du weißt ganz gut, daß ich nicht grausam bin. Ich dulde nur nicht, daß man mir Schmeicheleien sagt, weil sie keinen Werth für mich haben; die Zeit, die man damit verbringt, ist immer

eine verlorene, und Zeit verlieren, ist heutzutage ein Verbrechen."

„Schade, daß wir katholisch sind", ruft Jenny. „Du würdest eine prächtige Pastorin geben. Aber weißt Du was, bei Deiner Strenge ist es ganz überflüssig so schön zu sein. Ich habe mir eine Puritanerin von Deiner Art immer häßlich gedacht. Groß und hager, mit langer Eulen-Nase, glattem Scheitel, gelber Haut und eckigen Bewegungen."

„Kannst Du denn noch immer nicht begreifen, daß man Herz haben und dabei doch streng sein kann?"

„Ja, ja! ich begreife Alles", rief Jenny, „aber jetzt will ich Dir ein wundervolles Gedicht von Longfellow vorlesen. Ich weiß, daß Du nicht gerne Gedichte liest, aber diesmal wirst Du selbst entzückt sein, noch nie habe ich etwas gelesen, was mich so hingerissen hätte."

„Das ist es ja eben, was ich daran verdamme; ich hasse alles, was Ihr Poesie nennt, vor Allem aber Gedichte, weil sie die Phantasie verderben und in unserer Seele verlockende Bilder zurücklassen, die wir dann in das gewöhnliche Leben mit herüber tragen.

Der Geist der sich zu oft in solchen Träumen wiegt, wird dann leicht durch die Wirklichkeit verbittert. Dichtungen darf nur der lesen, der viel Gewalt über sich selbst hat, dem, so wie er das

Buch zuklappt, sofort auch das Bild verrauscht, das es ihm vorgezaubert hat, genau so wie der Ton verklingt, wenn der Meister das Instrument aus der Hand legt.

An Deinen blassen Wangen hat diese Lectüre auch ihren Antheil, sie macht Dich zur Träumerin, und Träumer, liebe Jenny, sind unnütze Menschen, man weiß nicht in unserer vernünftigen arbeitsamen Zeit was mit ihnen anzufangen."

„Laß mir mein Glück, Adrienne, ich kann einmal nicht so kalt und nüchtern sein wie Du."

„Schon wieder nennst Du mich nüchtern, wo ich nur vernünftig bin. Auch ich fühle warm, aber ich habe Gewalt über meine Empfindungen und weiß sie zu beherrschen. Wenn sie meinem Glück im Wege sind, werde ich sie mit ruhiger Hand aus meinem Herzen reißen und wenn ich auch darunter leiden sollte."

„Du hast eben eine innere Kraft, die ich nie besitzen werde, Du wirst gewiß sehr glücklich werden."

„Ich hoffe es", sagt Adrienne ruhig.

Während die Mädchen plauderten, hatten sich die alten Damen gleichfalls mit ihnen beschäftigt.

„So oft ich Adrienne ansehe", bemerkte jetzt Jenny's Mutter, „fällt es mir neuerdings auf, wie wenig sie ihrer leichsinnigen, ich möchte beinahe sagen frivolen Mutter gleicht und ganz das Abbild ihres ernsten, strengen Vaters ist. Sie wird auch

von Allen, die sie kennen, geliebt, die Mutter glaube ich nur von ihren Liebhabern und von ihrem Gatten, der für die Schwächen seiner Frau ganz blind zu sein scheint."

„Sie haben recht, Baronin", sagte eine andere Dame, „und Adrienne ist gewiß der beste Umgang für Jenny, deren träumerische Natur in ihrem klaren festen Wesen die beste Ergänzung findet."

„Aber meinen Sie nicht", sagt eine Dritte, daß Adrienne für ein junges Mädchen doch gar zu ernst ist? Sie entdecken bei ihr keine Spur von Koketterie. Ich verstehe das Mädchen nicht. Manchmal scheint sie ganz kalt und doch thut sie oft Dinge, die so viel Herz verrathen. Sehen Sie nur jetzt, wie reizend sie mit den Kindern plaudert und wie die Kleinen sie lieben."

„Es muß ein sonderbares Verhältniß sein zwischen dieser Tochter und dieser Mutter."

„Ich glaube, daß gerade das häßliche Beispiel, das ihr die Mutter gibt, dem Charakter der Tochter jene Festigkeit verliehen hat, die wir an ihr bewundern", — sagt Jenny's Mutter. „Die Gräfin hat vielleicht in der ganzen Gesellschaft keine so entschiedene Gegnerin als ihre Tochter, ja ich gehe so weit zu behaupten, daß Adrienne ihre Mutter verachtet."

Während Adrienne sich zu Jenny's kleinen Geschwistern gesetzt hat und ihnen hilft ihre Auf-

gaben zu machen, tritt ein junger Mann ein mit blassem, von blondem Haare eingerahmten Gesicht und blauen schwärmerischen Augen, welche sich hinter dunklen Brillen verbergen, es ist der Hofmeister des Grafen Albin Neunkirchen, eines zwölfjährigen Cousins Adrienne's, welcher sich in dem Hause ihrer Eltern zur Erziehung befindet.

Schüchtern begrüßt er die Damen und nähert sich Adrienne, um ihr zu sagen, daß er gekommen sei, sie nach Hause zu führen.

Sie sieht ihn mit ihrem durchdringenden Blick an und sagt beinahe unwillig: „Sie wissen, Doctor, daß ich das nicht wünsche, ich lasse mich nie von einem Herrn begleiten. Mein Mädchen ist mir Schutz genug. Ich danke Ihnen, aber ich gehe mit Ihnen nicht nach Hause."

Es überflammt das Gesicht des Hofmeisters, er steht in der peinlichsten Verlegenheit da. Adrienne hat ihm den Rücken zugewendet und plaudert mit den Kindern weiter. Die Baronin erbarmt sich seiner und richtet ein paar Worte an ihn, aber ihm flimmert es vor den Augen, er macht einige ungeschickte Verbeugungen und verläßt den Salon, ohne daß er wagen wurde Adrienne nur anzublicken.

Als er weg ist, sagt Jenny zu ihr: „Mir hat der Doctor recht leid gethan. Er ist offenbar in Dich verliebt."

„Ja ich bin sogar überzeugt davon", erwiedert Adrienne.

„Das sagst Du so ruhig, denkst Du denn nicht daran, wie sehr er leiden muß."

„Nein. Ich denke gar nicht darüber nach. Leidet er, so ist es seine Schuld und nicht meine. Ich habe ihn in keiner Weise ermuntert. Ist er unglücklich, muß er suchen mit seinem Schmerz allein fertig zu werden. Er sollte durch mein Benehmen längst darüber im Klaren sein, daß ich keine Neigung für ihn habe, abgesehen davon, daß der Unterschied des Standes ohnedies jede Annäherung zwischen uns unmöglich machen würde."

Jenny staunt ihre Freundin an wie etwas Unbegreifliches, Unerträthseltes. Ihrer romantischen Phantasie erscheint nichts poetischer, als wenn der Unterthan seine Herrscherin, der Sclave seine Gebieterin liebt, und Adrienne spricht einem jungen Gelehrten gegenüber von Standesunterschieden!

Adrienne will indeß das Erstaunen Jenny's gar nicht bemerken, sie bittet, ihr die Kammerjungfer als Begleitung mitzugeben und verabschiedet sich, denn es wird bereits dunkel. Um den Weg abzukürzen geht sie durch ein schmales Seitengäßchen mit niedern armseligen Häusern.

Vor einem erleuchteten Fenster, aus dem das Geschrei kleiner Kinder dringt, bleibt die Kammer-

jungfer stehen: „Ach sehen Sie nur, Comtesse, dies Elend", ruft sie.

Adrienne sieht durch das Fenster in ein ärmliches Zimmer, in welchem auf einem schlechten Bett ein kranker Mann liegt, und von Zeit zu Zeit gellend hustet. Ein junges Weib bemüht sich ihren Säugling zu beruhigen, während zwei andere Kinder ungeduldig an ihren Kleidern zerren und zu essen verlangen.

„Ist das nicht schrecklich", sagt das Mädchen.

Adrienne aber bleibt ungerührt. „Schrecklich ja, aber ich habe kein Mitleid mit diesen Menschen. Ein Mann, der kein Brod hat, soll nicht heiraten, und am wenigsten soll ein gesundes Mädchen einen Lungenkranken nehmen; was Du hier siehst, ist nur die natürliche Folge der Unbesonnenheit, ja Gewissenlosigkeit dieser Beiden.

Selbstverschuldetes Unglück macht mich nie weich, und wenn Alle dächten wie ich, gäbe es weniger Unglück, weniger Elend, und vor Allem weniger Laster und Verbrechen in der Welt. Gehen wir."

Das Mädchen blickt erstaunt auf die junge Dame, die kein Erbarmen kennt, und ist fortan überzeugt, daß dieselbe statt dem Herzen einen Stein in der Brust trägt.

Es ist neun Uhr Morgens. Klar und hell

fällt die Wintersonne in das Tafelzimmer der Familie Neunkirchen. Ein schwarzgekleideter Diener, dem man auf den ersten Blick den ehemaligen Soldaten ansieht, bewegt sich lautlos hin und her und ist bemüht den Frühstücktisch zu decken. Der helle Glockenton einer massiven Stutzuhr hat eben den letzten Stundenschlag gegeben, als die Thüre aufgeht und ein alter Herr mit ehrwürdigem, achtunggebietendem Aussehen in das Zimmer tritt. Es ist der General Graf Neunkirchen, dessen Frau und Tochter wir bereits kennen gelernt haben. Der General ist eine jener Erscheinungen, die immer seltener werden in unserer materiellen Zeit, ein Mann, vor dem man unwillkürlich den Hut zieht, wenn man ihm auf der Straße begegnet. Er ist nicht groß, aber er hat die gerade militärische Haltung, die man auch bei den ältesten Officieren noch findet, und trägt den Kopf genau so wie seine schöne Tochter. Sein Haar ist schneeweiß, aber noch voll und dicht. Das glatt rasirte Gesicht zeigt nur wenige Falten und einen rosigen Hauch, der Ausdruck desselben ist ernst, beinahe streng, seine Bewegung kurz aber entschieden. Der General fährt ein elegantes Haus, ohne reich zu sein. Man hatte ihm in seinen spätern Jahren, als er zu dem Felddienst untauglich wurde, einen Theil der Militärverwaltung anvertraut, denn man kannte seine strenge Rechtlichkeit. Millionen gingen durch seine Hände; als

man ihn pensionirte, war er eben so arm wie als einfacher Lieutenant, nur seine bedeutende Pension und ein kleines Erbtheil, das ihm durch den Tod seines Bruders zugefallen war, so wie die geschickte Verwaltung seines Einkommens machten es ihm möglich seine Familie mit Behagen, ja mit einem gewissen Luxus zu umgeben.

Der Diener legte salutirend die Hand an die Schläfe, ganz wie vor dreißig Jahren, als sein Herr Major und er Corporal war. Der General grüßte ihn in derselben Weise, dann sagte er in seiner kurzen barschen Art: „Den Caffee, Alter! Und sieh nach, was mit den Damen ist.“ Kaum hat sich der Diener entfernt, als Adrienne durch die andere Thür eintritt. Mit einem Lächeln, in welchem sich die ganze Seligkeit eines glücklichen Vaters ausspricht und das den etwas harten Zügen des Generals einen unendlichen Reiz von Liebenswürdigkeit verleiht, nähert sich der alte Herr seiner Tochter und ihren Kopf in seine großen Hände nehmend, küßt er sie auf Stirn und Augen: „Wie hast Du geschlafen, mein schönes Kind?“ fragte er.

„Du weißt ja, Papa“, sagte Adrienne, seine Hand küssend, „daß ich immer gut schlafe. Ich wüßte nicht, was mir den Schlaf verderben sollte.“

„Aber ich weiß, Adrienne, wenn Du Deinen alten Vater verlieren wirst, wirst Du gewiß nicht mehr so ruhig schlafen.“

Adrienne legt ihre schönen weißen Hände auf die beiden Schultern ihres Vaters und mit ihren herrlichen Augen ihn tief und voll ansehend, sagt sie: „Vater, ich liebe Dich unendlich, Du bist mir das Theuerste auf der Welt, nicht wahr, das weißt Du?“

„Ja, mein Kind“, sagt der General weich, „ich weiß, daß Du mich liebst und das ist auch der Sonnenschein in meinen alten Tagen.“

„Nun siehst Du“, sagt Adrienne ernst, „ich habe oft daran gedacht, daß der Tag kommen wird, an welchem ich Dich verlieren werde; ich werde beispiellos leiden, aber in das, was sein muß, werde ich mich endlich finden. Der Tod ist ein Naturgesetz und solchen Gesetzen müssen wir uns fügen ohne Klage. Erwarte nichts Unvernünftiges von Deiner Tochter. Ich werde um Dich trauern mein Leben lang, aber ich werde auch nach Deinem Tode noch ruhig schlafen können.“

Eben will der General antworten, da rauschen Damenkleider und mit mattem Gang und jener interessanten Bläße auf den Wangen, welche die Frauen so schön macht, wenn sie sich nach Stunden heitern Liebesglückes des Morgens von ihrem Lager erheben, tritt die Gräfin ein.

Ihr Gemal geht ihr entgegen und artig ihre Hand küssend sagt er: „Guten Morgen, Elisabeth, Du siehst heute müde aus, bist Du unwohl?“

„Nein", antwortete sie, ohne ihre Miene zu verändern, „nur etwas abgespannt."

Während Adrienne bereits vollkommen angekleidet ist, ist die Gräfin noch im Negligée und hüllt sich fröstelnd in den mit Schwanenpelz besetzten Schlafrock.

Das Frühstück ist servirt und auch Doctor Borchard der Hofmeister mit seinem Zögling Albin haben sich eingefunden. Eine leichte Röthe hat das Gesicht des Hofmeisters überflogen, als er Adrienne begrüßte und sie ihm artig, aber kalt seinen „guten Morgen" zurückgibt. Von Zeit zu Zeit, wenn er sich nicht beobachtet glaubt, blickt er sie mit seinen tiefblauen Augen an, als wolle er sie verzehren. Aber Adrienne gleicht einer Marmorsäule und hält, ohne ihn zu beachten, die Zeitung in der Hand, in welcher sie eifrig liest. Der General bedient seine Frau mit einer Aufmerksamkeit, welche sie wahrlich nicht verdient, denn sie hat weder für ihren Gatten noch für ihre Tochter ein Herz. Sie lebt nur dem Vergnügen und dem Genuß. Voll Selbstsucht unbekümmert um das Glück Anderer. Um ein Bedeutendes älter als sie hängt der General mit großer Zärtlichkeit an ihr, und macht es ihr leicht, ihn nach ihren Willen zu gängeln. Auf Adrienne dagegen hat die Gräfin nicht den mindesten Einfluß, wie es überhaupt Niemanden gibt der diese selbstsüchtige Natur lenken oder gar einschüchtern könnte.

Das Zeitungsblatt in der Hand wendet sich Adrienne plötzlich zu dem Hofmeister: „Ich finde hier einen Ausdruck", sagt sie „der mir neu ist. „Kampf um das Dasein", wie ist das zu verstehen?"

Borchard hat eine angenehme sichere Art sich zu erklären, und Adrienne, die ein lebhaftes Interesse an ernsten Studien nimmt, hört ihn gern über wissenschaftliche Themen sprechen.

„Es ist dies eine der zahlreichen Entdeckungen der neueren Naturwissenschaft, welche uns zeigt, daß das Werden und Vergehen alles Lebendigen von bestimmten Gesetzen abhängt. Alle Geschöpfe sind in einem ununterbrochenen Kampfe um das Dasein begriffen, in welchem stets der Stärkere über den Schwächeren siegt. Wie der kräftigere Baum den schwächeren neben sich nicht zum Lichte emporkommen läßt, so ist es auch bei den Thieren, bei den Menschen, ja bei ganzen Völkern. So lange unser Erdball belebt sein wird, wird es auf demselben ein Ringen um Herrschaft geben, und immer wird der Stärkere siegen und der Schwächere unterliegen."

„Dann ist es um so mehr die Pflicht eines Jeden stark zu sein," entgegnete Adrienne.

„Was sagst Du da," seufzt die Generalin. „Wir armen Frauen dürfen nicht stark sein, denn die Willkür der Männer verurtheilt uns zur Schwäche, zur Abhängigkeit, die Frau ist immer

mehr oder minder ein willenloses Werkzeug in der Hand des Mannes."

„Ich theile Deine Ansicht nicht," rief Adrienne lebhaft. „Die Frauen sind nur schwach aus Gewohnheit, aus althergebrachter Sitte, welche ihren Ursprung in mehr sinnlichen als sittlichen Motiven hat. Die Erziehung macht sie schwach, der Mangel an ernster Geistesbildung, die fehlenden Lebenserfahrungen, die ihr durch eine ängstliche Erziehung vorenthalten werden und die doch allein den Charakter bilden und die Selbstständigkeit geben. Die Natur hat uns Frauen eigentlich stark geschaffen und uns viel mehr Zähigkeit, Ausdauer und Selbstbeherrschung gegeben als dem Manne. Man gibt in Nebensachen der Frau nur so viel nach, um ihr in allem Entscheidenden um so mehr jeden Willen bestreiten zu können. Die Frau lerne nur sich selbst beherrschen und sie wird bald Andere beherrschen, sie wage für sich selbst zu handeln und sie wird leicht die Handlungen Anderer lenken. Nur von dem Weibe hängt es ab, ob sie die Sclavin des Mannes oder seine ihm gleichgestellte Gefährtin, ja seine Gebieterin sein wird!"

Borchard hatte mit leuchtenden Augen Adrienne zugehört und auch der General blickte aufmerksam auf seine schöne Tochter. Er hörte sie gerne so sprechen, denn die sichere Kraft Adriennes beruhigte ihn über ihre Zukunft.

Die Gräfin zuckte die Achseln und verließ das Zimmer, um Toilette zu machen. Albin folgte ihr, der Musiklehrer erwartete ihn.

„Doctor", sagte Adrienne, „wollen Sie so freundlich sein mich auf mein Zimmer zu begleiten und mir etwas mehr von den Kämpfen um das Dasein zu sagen."

Borchard folgte mit Entzücken dieser Einladung, und eilte Bücher herbeizuschaffen, die er bei seiner Auseinandersetzung brauchte.

Der General findet nichts Anstößiges darin, daß Borchard mit seiner Tochter allein ist, eben so wenig als Adrienne ein tête-à-tête mit einem jungen Manne fürchtet.

Je strenger sie auf Sitte hält, um so weniger prüde ist sie.

Borchard hat bereits Stunden mit ihr allein zugebracht. Er war ihr Lehrer in der Literatur, der Geographie, der Geschichte und endlich der Mathematik. Adrienne zeigte ihrem kalten Scharfsinn entsprechend ein seltenes Talent zu dieser nüchternen Wissenschaft, die schwierigsten mathematischen Aufgaben löste sie mit einer Leichtigkeit, die ihren Lehrer stumm vor Staunen machte.

Nachdem Borchard die Wißbegierde des schönen Mädchens befriedigt hatte, faßte er plötzlich ihre Hand. „Ich habe Sie vorhin bewundert, Comtesse", sagte er, „Sie sprachen mir aus der Seele,

das Weib kann in der That leicht über den Mann Macht gewinnen und hat in ihrer Schönheit wie in ihrem Geiste tausend Mittel ihn zu unterjochen. Sie sind so ein Weib, geschaffen zur Selbstständigkeit, zur Herrschaft. Ihr Geist, die Kraft ihres Willens berechtigt Sie dazu, wie Ihre herrliche Gestalt, Ihre classischen Formen, der Ausdruck ruhiger Hoheit in Ihrem Antlitz, die Jeden zu Ihren Füßen niederziehen."

Adrienne entzieht ihm ihre Hand mit einem kalten strafenden Blick. „Bleiben wir bei dem Kampfe um das Dasein", sagt sie ruhig.

Aber aus den sonst so sanften Augen des Hofmeisters lodert ein verzehrendes Feuer, die lang zurückgehaltene Leidenschaft schlägt ihm in hellen Flammen über den Kopf zusammen und raubt ihm die Besinnung. „Das thue ich ja!" ruft er. „Ich will Ihnen den Kampf um das Dasein in Ihrer nächsten Nähe zeigen. Auch zwischen uns ist so ein Kampf des Schwachen und des Starken. Sie sind die Starke, die Siegerin, ich der Uiberwundene, der Gefangene."

„O ich gebe Ihnen gerne Ihre Freiheit wieder," entgegnete Adrienne spöttisch.

„Ich nehme sie nicht, ich will sie nicht!"

„Aber ich will und das ist genug," spricht Adrienne mit vernichtender Festigkeit. „Sie haben mich Gebieterin genannt, zum Herrschen geboren,

nun bleiben Sie consequent, unterwerfen Sie sich meinem Willen, der Sie zurückweist."

„Adrienne, warum sind Sie so streng, so grausam gegen mich. Erlauben Sie mir Sie zu lieben. Sie können mir ja das Gefühl nicht aus der Brust reißen. Ich liebe Sie, ich muß Sie lieben, ohne diese Empfindung möchte ich nicht mehr leben. Sie können mir verbieten es auszusprechen, aber nehmen können Sie mir nicht, was mein ganzes Inneres erfüllt. Sie sind ein Weib so schön, so wunderbar, so anbetungswürdig, viel zu hoch und viel zu heilig für den Besitz eines Mannes, und wäre es der beste, aber lieben müssen Sie sich lassen, denn wo Sie sich nur zeigen, werden Sie Liebe, Leidenschaft, ja Wahnsinn erregen."

Adrienne, deren Auge ohne Furcht dem glühenden Blicke Borchards begegnet, erwiedert mit imposanter Ruhe: „Ich habe bis jetzt Achtung vor Ihnen und Ihren Kenntnissen gehabt und auch vor Ihrem Verstande, nehmen Sie mir diese Achtung nicht. Das Gefühl, das Sie für mich haben, belästigt mich und hemmt unsern sonst so angenehmen, anregenden Verkehr. Ich befehle Ihnen — hören Sie wohl — ich befehle Ihnen diese Liebe zu unterdrücken und in mir nichts zu sehen als Ihre Schülerin oder die Gräfin Neunkirchen. Ich bin nicht grausam, sonst würden mir Ihre Qualen ein willkommener Zeitvertreib sein

aber ich habe auch kein Mitleid mit Ihnen. Ich kann Sie nicht lieben und sage Ihnen das offen und ehrlich. Wenn Sie nicht die Kraft haben dieser Leidenschaft Herr zu werden, dann müssen Sie mich meiden, dann dürfen Sie nicht länger in unserem Hause bleiben."

„Um Gotteswillen, verbannen Sie mich nicht, ich müßte verzweifeln," rief Borchard.

„Wenn Sie wollen, daß ich Sie nicht verachte, dann verlassen Sie unser Haus. Arbeiten Sie, sein Sie geistig thätig und Sie werden mich bald vergessen, sobald Sie nur ernstlich wollen. Vor Allem, Doctor, treiben Sie aber Mathematik, das macht unser Denken klar und bringt unsere Wünsche mit dem, was für uns erreichbar ist, in Einklang."

Borchard zuckte unter den harten Worten Adriennes wie der Kranke unter dem kalten Messer des Arztes.

Ein tiefer Seelenschmerz malte sich in seinen Zügen, er bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, um die Thränen nicht zu zeigen. „Ich kann Sie nicht verlassen, es ist unmöglich, ich kann nicht," murmelte er mit halberstickter Stimme.

Da sprang Adrienne ungeduldig auf. „Sind Sie ein Mann?" rief sie gebieterisch. „Unmöglich! Was ist unmöglich, wo liegt das Unmögliche, das der Wille des Menschen nicht erreichen kann?

Es war thöricht genug von Ihnen, diese Liebe zu nähren, für die Ihre Vernunft Ihnen nie einen Anhaltspunkt geben könnte, aber daß Sie mir sagen, Sie können diese sinnlose Liebe nicht überwinden, das fordert geradezu meine Verachtung heraus. Soll ich, ein Mädchen, Ihnen zeigen, was die Kraft des Willens vermag? Wie wollen Sie den Stürmen des Lebens gegenüber stehen, wenn Sie schon ein paar Mädchenaugen gegenüber den Muth verlieren, was gibt Ihnen überhaupt das Recht, mir von Ihren Gefühlen zu sprechen? — Scenen dieser Art sind mir verhaßt, und Thränen in den Augen eines Mannes das Erbärmlichste, was es für mich geben kann. Verlassen Sie mich."

Vergebens warf sich Borchard zu ihren Füßen und flehte mit den großen feuchten Augen zu ihr empor, sie ist keine Kokette, sie lacht nicht über ihn, aber es gelingt ihm auch nicht sie zu rühren. Marmorkalt steht sie vor ihm und ihr Arm weist ihn gebieterisch von sich. „Gehen Sie", sagt sie endlich zornig mit dem Fuße stampfend. Er erhebt sich und geht, den Tod im Herzen.

Den Kopf in die Hand gestützt sitzt Borchard in seinem Zimmer und brütet; die Worte Adriennes: „Verlassen Sie das Haus," gellen ihm noch in den Ohren und doch kann er sie nicht fassen.

Sie hätte eben so gut sagen können, verlassen Sie das Leben, es wäre für ihn nicht schmerzhafter gewesen.

Er ist eben einer jener wenigen Männer, für welche die Liebe viel mehr ist als eine heitere Episode in ihrem Leben, sie erfüllt sein ganzes Herz und ist ihm gleichbedeutend mit Glück und Zukunft. Er hatte bis jetzt nur in seinen Studien gelebt, und wenig Frauen gekannt, da trat Adrienne vor ihn hin und ein neues Leben ging ahnungsvoll in seiner Seele auf. Der junge Gelehrte bewunderte Adrienne, dann liebte er sie und jetzt betete er sie an. Adrienne schien ihm alle Tugenden der Frauen zu besitzen und keine ihrer Schwächen. Neben einer leichtsinnigen Mutter und in einer Gesellschaft, in welcher unter Glanz und Frömmelei die gemeinsten Laster schlummern, hatte sie sich rein erhalten und ihre Seele bewahrt vor dem Schmutze des vornehmen Lebens. Und Alles dieses nur durch sich selbst, durch ihre eigene sittliche Kraft und den festen Willen, der in ihr wohnte.

Borchard mußte sie lieben, wie er athmen mußte, um zu leben, und nun sollte er sie verlassen, das war undenkbar.

Noch einmal nahm er all' seinen Muth zusammen und schrieb an sie. Er bat sie ihm zu verzeihen und versprach mit der ganzen Kraft seiner Seele gegen diese Liebe, welche ihre Ruhe

störte, zu kämpfen. „Man vergibt ja auch dem Verbrecher," schrieb er, „wenn er verspricht sich zu bessern; warum wollen Sie mich so grausam verurtheilen, ehe Sie mir noch Zeit gelassen haben, Ihnen zu zeigen, daß auch ich Gewalt über meine Empfindungen habe. Seien Sie gerecht, schenken Sie mir noch ein halbes Jahr, nach Ablauf dieser Zeit werde ich selbst über mein Schicksal entscheiden."

Er sendet ihr den Brief und erwartet mit tiefem Bangen ihre Entscheidung. Abends beim Thee sitzt sie ihm gegenüber und spricht zu ihm so ruhig und so kalt, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen.

Endlich setzt sich die Gräfin an das Clavier und der General liest die eingelaufenen Zeitungen, da wendet sich Adrienne mit unvergleichlicher Würde zu Borchard. „Bleiben Sie," sagt sie, „aber ich behalte mir das Recht vor, sobald Sie vergessen, was Sie mir in Ihrem Brief versprochen, Sie aus dem Hause zu weisen mit der ganzen Verachtung, die ein Mensch verdient, der der Sclave seiner Leidenschaft ist." — —

Monate sind vergangen. An einem prachtvollen Maimorgen stehen die Pferde des Generals gesattelt im Hofe und kaum gelingt es dem Reitknecht die Ungeduld der schönen Thiere zu zügeln.

Baroneſſe Jenny, einige junge Cavaliere und

der schöne Oberst, der Verehrer der Gräfin, sind da, um an dem Ritt Theil zu nehmen.

Endlich kommt die Gräfin, welche wie immer mit ihrer Toilette nicht fertig werden konnte, mit Adrienne, dem Hofmeister und Albin. Adrienne sieht in dem langen schwarzen Reiterkleide herrlich aus.

Der Oberst springt vom Pferde, um der Gräfin den Steigbügel zu halten. „Ach Oberst," ruft Adrienne, „Sie machen das nicht gut. Ich habe unlängst einen Roman von Sacher-Masoch gelesen, welcher in Polen spielt und in welchem die Herren den Damen zum Aufsteigen ihre Hand darbieten. Mir hat das unendlich gefallen."

Der Oberst wirft einen glühenden Blick auf die Gräfin. „Meine Herren, nehmen wir uns die Galanterie der Polen zum Muster", ruft er und die Generalin schwingt sich im nächsten Augenblick in seine Hand tretend leicht in den Sattel.

Borchard steht Adrienne am nächsten, eine rasche Röthe färbt sein bleiches Gesicht und er kniet vor ihr nieder und hält ihr mit einem flehenden Blick seine Hand hin. „Nein," sagt sie kalt und ihr Pferd einige Schritte vorführend schwingt sie sich allein in den Sattel.

Borchard erhebt sich beschämt, aber auch die anderen Herren sind zu spät gekommen und sitzen ärgerlich wieder auf, bis auf einen, welcher das

Glück hatte, den reizenden Fuß Jennys einen Moment in seiner Hand zu halten. „Weißt Du, Adrienne, das müssen wir immer so machen, das ist ja allerliebst," ruft diese und sprengt mit heiterem Lachen aus dem Thor der Gräfin nach, welche mit dem Obersten bereits einen Vorsprung hat. Adrienne wendet ihr Pferd und folgt.

Stolz trägt der edle Rappe seine schöne Reiterin, während sie schmeichelnd seinen schlanken Hals streichelt. Borchard ist mit Albin der letzte im Zuge, er fürchtet sich beinahe dem strengen Blick Adriennes zu begegnen, sie aber scheint ihn während des ganzen Spazierrittes nicht zu bemerken und sieht über ihn hinweg, als wäre er heute Luft.

Einige Tage später machen sie einen Ausflug zu Fuß. Adrienne ist heiter, sie lacht und scherzt mit Allen, sogar für Borchard hat sie einen freundlichen Blick.

Sie ist so schön, so graziös, er schwelgt in ihrem Anschauen. Ihr Weg führt sie an einer steilen Felswand vorüber. „Ach sehen Sie nur," ruft sie, „die wundervollen Blumen dort oben. Wie schade, daß sie für uns unerreichbar sind!" Man bewundert die Blumen und geht weiter. Bald darauf wird Rast gemacht.

Adrienne und Jenny sitzen etwas abseits und während ihre Freundin mit Blumen tändelt, läßt Adrienne eine ganze bunte Schaar gesam-

melter Käfer über ihre Hand kriechen. Plötzlich steht Borchard vor ihr. In der einen Hand die Blumen von der Felswand, die andere mit einem blutigen Sacktuch umwunden.

„Um des Himmelswillen, was haben Sie gethan," ruft Adrienne erschreckt. „Sie haben den Fels erklettert!"

„Um Ihnen die Blumen zu bringen," sagt Borchard lächelnd, indem er ihr dieselben überreicht.

Aber Adrienne wirft sie unmuthig von sich. „Sind Sie wahnsinnig! Um ein paar Blumen zu pflücken, setzen Sie sich einer Lebensgefahr aus? Oder glauben Sie wirklich, daß Sie mir durch ein so sinnloses Beginnen Freude machen könnten? Was haben Sie sich gethan? Warum blutet Ihre Hand? Zeigen Sie!"

Borchard muß gehorchen, er entfernt das Tuch. Zornesröthe färbt das Gesicht Adriennes, als sie alle Finger des Hofmeisters wie mit einem Messer durchschnitten sieht. „Ich muß an Ihrem Verstande zweifeln, Doctor", sagt sie mit einem strafenden Blick. „Nicht für eine Geliebte, nicht für eine Braut, nicht einmal für sein angebetetes Weib darf ein Mann solchen Wahnsinn thun, selbst dann nicht, wenn sie so unklug oder grausam wäre, es zu verlangen. Fühlen Sie denn nicht, daß Ihr Leben mehr werth ist als diese Blumen? Kommen Sie, ich will den Unsinn gut

machen, den Sie um meinetwillen begangen." Sie führt ihn in ein nahes Bauernhaus, wäscht ihm die Wunde und verbindet sie mit ihrem eigenen Sacktuch.

Borchard würde jetzt gern noch einmal mit Gefahr seines Lebens eine Felsenwand erklimmen, um dann wieder von ihrer Hand berührt zu werden.

Als sie zur Gesellschaft zurückkehrten, war die frohe Laune Adriennes verschwunden.

Jenny sah sie eine Weile ernst an, dann sagte sie: „Adrienne, ich kann Dich nicht begreifen, nicht fassen. Borchard liebt Dich in einer Weise, die jedes andere Mädchen nicht ungerührt lassen könnte, und Du hast nichts für ihn als kalte, wenn nicht gar böse Worte. Du hast bedauert, daß die Blumen für uns unerreichbar sind, er setzt sein Leben auf's Spiel, um sie Dir zu bringen, und erntet statt Dank — Vorwürfe. Ich kann ganz gut begreifen, daß Du seine Liebe nicht erwiedern darfst, aber daß Du kein Mitleid mit ihm, mit seinen Qualen hast, das kann ich nicht verstehen."

Ein Schatten flog über das schöne Gesicht Adriennes. „Jenny", erwiedert sie, „Du verkennst mich, wie mich Alle verkennen. Muß ich nicht so handeln? Ich liebe ihn nicht und will ihn nicht täuschen, nicht den leisesten Schimmer von Hoffnung in ihm erwecken, und das

würde ich, wenn ich mein Benehmen ändern wollte. Der Verliebte ist wie der Ertrinkende, an einem Strohhalm sucht er Rettung. Borchard's Liebe ist ein Wahnsinn, und nur meine Strenge, meine Kälte vermögen es, den wildesten Ausbruch derselben zu verhindern. Glaube mir, Jenny, ich würde gegen mein eigenes Herz auch nicht anders handeln."

„Nein, Adrienne, es ist nicht nur das, Du warst erbittert gegen ihn, ich sah es Dir an."

„Ja ich war erbittert und ich bin es noch! Soll es mich nicht empören zu sehen, wie ein so junger, so kluger Mann, ein Mann, auf den die Wissenschaft vielleicht einmal stolz sein könnte, sein Leben hinwirft für die Laune eines Mädchens, das nichts von ihm wissen will? Ich habe Borchard geachtet und geschätzt, aber wenn ich sehe, wie er sich von seiner Leidenschaft zu Handlungen hinreißen läßt, für die man ihn strafen sollte wie ein ungezogenes Kind, wenn ich sehe, wie er sich ganz ohne alle Kraft seinem Schmerze hingibt, da schwindet meine Achtung und nichts bleibt zurück als ein Gefühl des Widerwillens."

„Aber, Adrienne, Du bist es ja, die er liebt. Du bist die Ursache seiner Leiden, seiner Schwäche. Schmeichelt es Dir denn nicht, einen Mann so weit gebracht zu haben?"

„Was sprichst Du, Jenny. Ich kenne keine

Eitelkeit und muß nur den Mann beklagen, der in einer hoffnungslosen Liebe seine Zukunft auf das Spiel setzt."

Jenny kann die unbeugsame Strenge Adriennes nicht begreifen. Sinnend neigt sie das Köpfchen und blickt mit ihren schönen braunen Augen verwundert in das unerforschliche Antlitz der Freundin. Plötzlich scheint sie wie vor einem Gedanken zu erschrecken, und ängstlich ihre Hand fassend sagt sie:

„Adrienne, hast Du mich lieb?" — „Ja, Kind," sagt Adrienne mit einer Wärme, die bei ihr selten ist; „ich habe Dich recht lieb," und sie küßt ihr die reine weiße Stirn.

„Und ich, ich bete Dich an," sagt Jenny und legt ihren zarten Arm um die schönen Schultern Adriennes. „Thue das nicht, Jenny," sagt Adrienne, „bete mich nicht an. Liebe mich nicht mehr, als gut ist für Dein Glück. Bald kann vielleicht die Zeit der Trennung für uns kommen, Du würdest dann darunter leiden. Wir müssen suchen unser Gefühl, unsere Liebe immer mit unseren Verhältnissen in Einklang zu bringen. Liebe nur dort, wo Dein Verstand es Dir erlaubt, und nur so lange, als es weder Dein Glück noch Deine Ruhe zu stören droht."

Jenny spricht nicht mehr, aber als sie zu Hause angekommen ist, eilt sie in das Zimmer ihrer Mutter und, die Arme um ihren Hals

schlingend, fragt sie: „Nicht wahr, Mama, Du liebst mich über Alles, Du würdest mich auch lieben, wenn Du dadurch unglücklich würdest?“

„Jenny, mein Kind, was hast Du,“ fragte die Baronin besorgt in das erregte Gesicht ihrer Tochter blickend. „Warum bist Du so aufgeregt?“ Jenny erzählt nun ihr Gespräch mit Adrienne. „Nein, mein Mädchen,“ sagte die Baronin, als Jenny geendet; „behalte nur Dein Herz, ängstige Dich nicht. Es ist bei den Menschen wie bei den Blumen, die einen brauchen heißen Sonnenschein, um zu blühen, die anderen gedeihen nur in kaltem Schatten. Adrienne ist ein sehr kluges Mädchen, aber die Zeit der Liebe wird auch für sie kommen. Ohne die Liebe ist das Leben einer Frau werthlos, leer und kalt. Frauen, die nicht lieben können oder dürfen, sind nie glücklich. Merk Dir das, mein Kind.“

In dem Hause des Grafen Neunkirchen gab es, nachdem die Gräfin mit Adrienne zurückgekehrt war, einen Auftritt. Schon seit einiger Zeit bemerkte man, daß Kleinigkeiten von Werth abhanden kamen. Man konnte auf Niemanden Verdacht werfen, denn die Leute des Grafen waren alle alte erprobte Diener. Heute kam der Kammerdiener und meldete, daß einer der schönen schweren Silberlöffel fehle, welche ein Erbstück der Gräfin waren.

Der General läßt seine Leute zusammenrufen

und erklärt, sie müßten sich Alle einer Hausdurchsuchung unterwerfen, der Dieb könne nur im Hause sein. Es sei das einzige Mittel, ihn zu entdecken, die Schuldlosen zu reinigen. Alle fügen sich ohne Widerspruch, und Adrienne bittet, damit es den Dienstleuten minder schmerzlich werde, mit ihrem Zimmer den Anfang zu machen. Der General durchsucht das ganze Haus. Aber nirgends findet sich das Verlorene. Auch Borchard öffnet sein Zimmer, das er mit Albin theilt. Nachdem auch dieses durchsucht, sagt der General: „Nun, Albin, öffne Du Deinen Kasten, ich darf auch bei Dir keine Ausnahme machen." Albin erbleicht. „Ich habe den Schlüssel verloren," stammelt er. „Dann müssen wir den Kasten erbrechen," sagt Adrienne ruhig. Der Kasten wird erbrochen, und das erste, was dem General in die Hände fällt, ist der gestohlene Löffel.

Zornesröthe überflammt das wettergebräunte Antlitz des alten Soldaten. „Du der Dieb?" sagt er mit erstickter Stimme.

Albin beginnt laut zu weinen und um Verzeihung zu bitten. Er entschuldigt sich damit, daß er mit seinem Taschengeld nicht ausgekommen sei und sich habe verleiten lassen, die Sachen zu nehmen und zu verpfänden in der Absicht, sie sobald als möglich auszulösen.

„Ich will ein Exempel statuiren," ruft der

General. „Ich werde Dich peitschen, wie es ein gemeiner Dieb verdient.“

„Papa,“ fällt ihm Adrienne in's Wort, „Du darfst ihn nicht züchtigen, Du bist zu erregt dazu. Er darf bei der Strafe nicht den Eindruck des Zornes empfangen, sondern den strenger Gerechtigkeit.“

„Wer soll ihn also strafen?“ fragte der General, „es darf doch nur ein Glied der Familie sein. — Elisabeth,“ wendet er sich zu seiner Frau, „züchtige Du den Buben.“

„Was fällt Dir ein,“ erwiedert die Gräfin, „ich bin zu nervös, und habe überhaupt nicht das harte Gemüth, das dazu gehört.“

„Fremde Hände dürfen ihn nicht berühren,“ ruft der General ungeduldig, „und bestraft muß er werden.“

„Papa,“ spricht Adrienne, „übergib mir Albin, ich werde ihn strafen, wie er gestraft werden muß, mit Ruhe und Kälte.“

„Gut,“ gibt der General zur Antwort, „aber schone ihn nicht, er verdient keine Nachsicht.“

Unterdessen war Albin entflohen. Man fand ihn endlich in dem Garten auf der äußersten Spitze eines Baumes.

Adrienne befahl ihm herab zu kommen, aber er rührte sich nicht; da ließ sie, schnell entschlossen, die kleine Feuerspritze kommen, welche im Hause

war, und der kalte kräftige Strahl zwingt ihn schnell sich zu ergeben.

Mit klopfendem Herzen läßt er sich zur Erde nieder.

„Lassen Sie ihn sofort umkleiden, damit er sich nicht erkältet," sagt Adrienne zu dem alten Diener, „dann rufen Sie mich."

Als Adrienne erscheint, um die Strafe zu vollziehen, fällt Albin auf die Knie vor ihr und bittet sie, ihn zu schonen, er weint, er betheuert, nie mehr etwas Unrechtes thun zu wollen, aber es nützt ihm nichts, Adrienne ist unerbittlich.

„Strafe mich, wie Du willst," flehte er endlich, "aber nicht mit Schlägen!"

„Du hast Dich eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht und mußt daher eine Strafe erdulden, deren Du Dich zu schämen Ursache hast, Du bekommst dreißig Peitschenhiebe. Sei vernünftig und sträube Dich nicht, sonst werde ich Deine Strafe noch verschärfen."

Borchard sieht mit einem seltsamen Gefühl, mit welcher Ruhe Adrienne die Peitsche ergreift und den Leuten befiehlt, das Zimmer zu verlassen.

„Bitte, bleiben Sie," sagte sie zu ihm, „und helfen Sie mir ihn binden."

Mit Mühe gelingt es Borchard, den Knaben, der sich furchtbar wehrt, zu überwältigen, so daß Adrienne ihm Hände und Füße fesseln kann.

Albin bebt vor Angst am ganzen Leibe, während Adrienne nicht die leiseste Spur von Zorn oder Schadenfreude zeigt.

Streng und kalt hebt sie den schönen, aber kräftigen Arm und beginnt ihn zu peitschen, mit lauter Stimme die Hiebe zählend. Borchard steht dabei und verschlingt mit seinen Augen das starke Weib, das sich weder durch die Bitten noch Thränen Albins rühren läßt, und — so unbegreiflich es scheinen mag — er beneidet Albin, daß er von ihrer Hand gepeitscht wird.

„Hab Erbarmen, Adrienne, hab' Erbarmen," ruft der Knabe, mit vor Schmerz erstickter Stimme, „sei nicht so grausam!"

„Ich bin nicht grausam," sagte Adrienne einen Moment innehaltend, „ich bin nur gerecht!"

Die Stimme versagt dem weinenden Knaben, aber Adrienne hört nicht auf, bis er den letzten Hieb bekommen. Halb ohnmächtig wird er losgebunden.

Noch hat Adrienne die Peitsche in der Hand, als Borchard sich vor ihr niederwirft:

„Nur einen Augenblick lassen Sie mich die Stelle Albins einnehmen," ruft er in Extase, „ich bitte Sie, peitschen Sie mich!" — „Sind Sie verrückt," sagt das schöne Mädchen.

„Von Ihnen gepeitscht zu werden, wäre

mir ein Vergnügen, ich bitte Sie auf meinen Knien darum, wie um eine Gnade."

„Nein," sagt sie kurz und schroff.

„Haben Sie nicht den Muth dazu, Comtesse?"

„Wenn ich Recht und Gewalt über Sie hätte wie über diesen Knaben, und sie hätten etwas gegen mich verbrochen, dann, — Sie können mir glauben, dann würde ich Sie mit derselben Ruhe peitschen wie ihn. Aber aus Grausamkeit, aus Vergnügen, aus schadenfroher Lust an der Qual eines Andern, niemals. Sie wollen mich ebenso wenig verstehen wie alle Andern. Ich bin streng — nicht grausam, grausam sind die Katharinas und die Pompadours, Despotinen und Buhlerinen;" sie kehrte ihm schnöde den Rücken und verließ das Zimmer. —

Eines Morgens, die Leute im Hause schlafen noch, wirft Adrienne ein Tuch um und eilt in den Garten. Schon war sie eine Weile zwischen ihren Blumen gegangen, als sie einen Blick in die Laube wirft und verwundert stehen bleibt. Dort liegt Borchard auf einer Bank. Wirr hängt ihm das Haar über die Schläfen und schwere Athemzüge heben seine Brust. Offenbar hatte er hier die Nacht verbracht. Adrienne steht einen Augenblick unentschlossen, dann macht sie ein paar Schritte. Das Rauschen ihrer Kleider weckt den Schläfer. Verwundert blickt er um

sich und auf die Gestalt des angebeteten Weibes. Adrienne in ihrem weißen Schlafrock, das rothe Tuch um die Schultern, das lange blonde Haar offen über den Rücken wogend, ist wunderbar schön. Borchard staunt sie an wie eine Erscheinung.

„Wie soll ich mir das erklären, Doctor?" fragt Adrienne. „Sie scheinen hier die Nacht verbracht zu haben?"

„Ja, Comtesse, ich war die ganze Nacht hier, denn von hier aus sehe ich auf Ihre Fenster. Ich werde jetzt jede Nacht hier verbringen."

„Sie sind wahnsinnig!" sagt sie, in sein fieberhaft glänzendes Auge blickend.

„Ja, ich bin wahnsinnig, und dieser Wahnsinn ist mein Glück, ich schwelge darin."

„Fassen Sie sich. Ich erinnere Sie an das, was Sie mir in Ihrem Brief versprochen haben. Verlassen Sie das Haus und meine Nähe. Beginnen Sie ein neues Leben, so müssen Sie zu Grunde gehen."

„Fürchten Sie sich nicht. In einigen Tagen ist das halbe Jahr, das Sie mir bewilligt haben, abgelaufen, ich werde Ihren Wunsch erfüllen und Sie — verlassen, aber nicht um ein neues Leben zu beginnen, sondern um den Tod zu suchen."

Adrienne antwortet mit einem höhnischen Lachen: „Dann nehmen Sie meine Verachtung

mit in das Grab. Uibrigens glaube ich nicht, daß Sie im Stande sind eine so unsinnige That zu begehen."

Das Auge Borchards hängt verzehrend an dem Antlitz Adriennes.

„Sie glauben mir nicht, weil Sie nicht wissen, was ich für Sie fühle," sagt er mit leidenschaftlich gepreßter Stimme, „weil Sie nicht wissen, wie diese wahnsinnige Liebe an dem Mark meines Lebens zehrt, wie sie schon Alles aufgesaugt hat, was an Kraft und Muth in mir war. Sie sind nicht fähig die Leidenschaft eines männlichen Herzens zu verstehen. Sie können den Schmerz nicht fassen, der in der Brust eines Menschen wühlt, der wie ich dem Einzigen, das er liebt, für das er lebt, entsagen muß. Adrienne möchten Sie nie, niemals so unglücklich werden, wie ich es bin! Möchten Sie nie fühlen, was es heißt mit gebrochenem, blutendem Herzen um Liebe bettelnd zu den Füßen eines Wesens liegen, in dessen Brust kein Mitleid, kein Erbarmen ist. Und doch glauben Sie nicht, daß ich Ihnen grolle. Ich werde sterben und mein letzter Gedanke wird ein Gedanke des Segens für Sie sein."

„Borchard," erwiedert Adrienne ruhig, „glauben Sie nicht, daß mich ein Selbstmord rühren würde, er würde mich nur empören. Er wäre mir ein Beweis Ihrer Schwäche und würde nur zeigen, daß Sie meiner Liebe gar nicht werth gewesen

sind. Wenn Sie mich wirklich lieben, dann ersparen Sie mir den Skandal. Soll ich der Gesprächsstoff der ganzen Stadt werden?"

„Ach, Sie sind immer klug, Comtesse," sagt Borchard mit bitterem Lachen. „Nicht weil Sie Mitleid mit mir haben, nicht weil Ihnen an meinem Leben etwas liegt, soll ich den Tod nicht suchen, sondern nur um Sie nicht zu compromittiren. Ich bewundere Sie und ich beneide Sie um Ihre Ruhe und Kälte. Aber ich sollte nicht erstaunen, Sie sind ja Meisterin im Rechnen."

Adrienne wendet sich stolz ab, und ohne ein Wort zu sprechen, verläßt sie die Laube und den Garten.

An demselben Nachmittag ist die Familie des Grafen bei der Baronin zu Gast. Adrienne hat kein Wort mit Borchard gesprochen, aber er verfolgt sie mit seinen Blicken, wohin sie sich auch wenden mag. Sein Antlitz ist erdfahl und seine Augen scheinen um vieles größer. Keiner aus der Gesellschaft bemerkt es, wer sollte sich auch um den armen Hofmeister kümmern!

Als sie Abends in Begleitung einiger Herren nach Hause zurückkehren, kurz ehe sie die Stadt erreichen, fällt ein Schuß. Erschreckt bleiben Alle stehen; danneilt einer der Herren zurück zu sehen, was geschehen ist, und findet Borchard mit Blut bedeckt mitten im Wege in der krampfhaft geschlossenen Hand die abgefeuerte Pistole. Die

Generalin fällt ohnmächtig in die Arme ihres Gatten. Adrienne aber behält ihre Ruhe, sie wendet sich an einen der Herren und bittet ihn den Todten zu untersuchen. „Er hat sich meinetwegen erschossen, ich weiß es," sagt sie, „und ich fürchte, daß er einen Brief oder sonst etwas bei sich hat, was mich compromittiren könnte."

Man übergibt ihr einen Brief und sein Notizbuch, das man bei ihm gefunden.

„Ich kann nicht begreifen," sagt die Generalin zu Adrienne, „wie Du so ruhig bleiben kannst, der arme Mensch hat sich doch Deinetwegen das Leben genommen."

„Warum soll ich nicht ruhig sein?" fragt Adrienne. „Bin ich denn Schuld daran? Ich bin nie kokett ihm gegenüber gewesen, ich habe ihn nie durch mein Benehmen ermuntert. Seine Leidenschaft ist durch seine eigene Schwäche, nicht durch meine Schuld so riesengroß geworden, daß sie seine Vernunft vollkommen beherrschte. Wenn ich, ohne zu wollen, an seinem Tode Schuld trage, so sind wir jetzt quitt, da er jede Rücksicht für mich bei Seite gesetzt und mich durch seinen Selbstmord auf offener Straße compromittirt hat. Wenn er so handeln mußte, so hätte er es nicht hier thun dürfen, nicht öffentlich, nicht in dieser Stadt, er mußte den Eclat vermeiden. Ich bedauere ihn nicht." —

Alle betrachteten das sonderbare Mädchen mit einem gewissen Grauen.

Zwei Tage später wird Borchard beerdigt. Alle Welt weiß, daß er sich aus hoffnungsloser Liebe für die Comtesse Neunkirchen das Leben genommen. Adrienne wird von den Männern als herzlos verurtheilt, von den Frauen aber heimlich um das tiefe Gefühl, das sie dem Verstorbenen eingeflößt hat, beneidet. Adrienne aber, die stolze tugendstrenge Schönheit, kümmert sich nicht um das Gerede der Welt, nicht um das Zischeln der bösen Zungen und lebt ruhig in ihrer gewohnten Weise fort, als wenn der Saum ihres Gewandes nicht einen Augenblick von Menschenblut befleckt worden wäre.

Es ist die Mittagsstunde, die Stunde, in welcher der arme Arbeiter sein karges Mahl einnimmt und die vornehme Welt Besuche macht.

Graf Neunkirchen sitzt in seinem Fauteuil aus einer langen Pfeife den besten türkischen Tabak rauchend, dessen schöne blaue Wolken das Zimmer erfüllen und dann langsam durch das offene Fenster hinausziehen. Der alte Herr ist vollständig angezogen mit jener genauen Nettigkeit, die bei den Militärs zur zweiten Natur wird. Er liebt es nicht im Schlafrock zu sein, so

wie er überhaupt jedes bequeme Kleidungsstück haßt. Alles muß knapp und stramm bei ihm sein. Während er sich dem Genusse des Rauchens hingibt, liest er zugleich ein neues Werk über Kriegskunst. Ganz vertieft in die Lectüre, hat er nicht bemerkt, daß sein alter Diener schon eine Weile an der Thür steht, bemüht die Aufmerksamkeit seines Herrn zu erregen. Endlich schlägt er die Augen auf. „Ah! Was willst Du, Jakob?"

„Besuch, Excellenz," sagt dieser, dem Grafen auf einem silbernen Präsentirteller eine Karte überreichend.

Der Graf nimmt dieselbe und sieht sie etwas verwundert an.

„Prinz Karl Greif-Bernburg,"

sagt er kopfschüttelnd, „ich habe nie mit dieser Familie verkehrt Weißt Du nicht, Jakob, was er will?"

„Er sagt, er habe Excellenz ein Schreiben zu übergeben."

„Dann führe den Herrn in den Salon, ich werde sogleich erscheinen."

Im Salon steht bald ein junger Officier, zart gebaut, mit Zügen von fast weiblicher Schönheit. Weiches kastanienbraunes Haar umrahmt seine weiße Stirn, unter welcher zwei tiefblaue Augen, wahre Kinderaugen, heiter hervorleuchten. Kaum neunzehn Jahre alt, scheint er ein junger

griechischer Gott, an den Dionysos des Michel Angelo mahnend.

Mit der graziösen Schüchternheit, die wohlerzogenen Söhnen aus aristokratischen Häusern eigen ist und diese jungen Leute so gut kleidet, verneigt er sich vor dem alten Grafen, der jetzt eintritt, und ihm einen Brief überreichend sagt er mit sympathischer Stimme: „Mir wurde die Ehre zu Theil, Excellenz ein Schreiben zu überreichen von einem alten Kriegsgefährten."

Der General nimmt den Brief und einen Blick auf die Adresse werfend, sagt er freudig: „Ah, das ist schön, daß sich mein alter Freund meiner erinnert. Erlauben Sie Prinz, daß ich ihn sogleich lese, in solchen Dingen bin ich etwas ungeduldig."

Prinz Karl verneigt sich und der Graf liest den Brief, dann sagt er zu ihm: „Ich danke Ihnen vom Herzen. Mein Kamerad empfiehlt Sie mir so warm, daß ich mich freue Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie werden immer ein gern gesehener Gast in meinem Hause sein."

Nachdem die Herren eine Viertelstunde geplaudert, erhebt sich Prinz Karl, um zu gehen. Der Graf reicht ihm die Hand und sagt: „Kommen Sie heute Abend zu uns in den Garten zum Thee, ich werde Sie meiner Frau und meiner Tochter vorstellen."

Freudig sagt der Prinz zu.

Der Abend vereinigt jedesmal die ganze gräfliche Familie unter dem grünen Dache der großen schattigen Laube. Da wird soupirt, gelesen, gespielt und geplaudert. Der Graf hat die Damen auf den heutigen Besuch vorbereitet. Die Gräfin hat, kokett wie immer, eine reizende Toilette gemacht. Adrienne lächelt darüber, sie findet es nie der Mühe werth eines Mannes wegen auch nur eine Bandschleife zu ändern. Sie zieht sich schön und elegant an, weil sie die Schönheit und Eleganz liebt, nie aber um Andern zu gefallen, und während die Gräfin ihre Toilette mit raffinirter Koketterie arrangirt, ist Adrienne immer schwer und kostbar gekleidet, ganz wie es zu dem Ernst ihres Wesens paßt.

Gräfin Elisabeth kokettirt mit jedem Manne, Adrienne mit keinem, und während die Gräfin neugierig auf das Erscheinen des Prinzen wartet, denkt Adrienne nicht mehr an ihn. Der General hat seiner Gemalin zu viel von dem gewinnenden Aeußern des Prinzen erzählt, als daß die noch immer schöne Frau nicht gespannt sein sollte ihn kennen zu lernen.

Endlich kommt er, und wird in aller Form, erst der Gräfin, dann Adrienne vorgestellt.

Die Gräfin läßt ihren Blick über die schöne, elastische Gestalt des Prinzen gleiten. Die anmuthigen Bewegungen des jungen Officiers in

der kleidsamen Hußaren-Uniform haben für das Auge der erfahrenen Dame ungemein viel Anziehendes. Ohne zu ahnen, welche Eroberung er bei der Mutter gemacht, steht der Prinz verwirrt vor der schönen Tochter, vor ihrem klaren, scharfen Blick die Augen niederschlagend. Adrienne ist immer stolz und kühl, aber ihr Stolz hat nichts Steifes, und ihre Kälte zieht mehr an, als sie abstößt. Der Eindruck, den sie auf den Prinzen machte, war für den jungen Menschen neu und überwältigend.

Einen Moment vergaß er die Regeln des Anstandes und starrte verwundert die große, schlanke Gestalt Adriennes an, die sich mit der würdevollen Grazie einer Königin vor ihm neigte, er fühlte, wie das Blut ihm in die Wangen stieg, und es war sein Glück, daß der General mit ihm zu plaudern begann, sonst wäre er gleich einem dummen Jungen dagestanden. Die erste Verlegenheit war indeß bald verschwunden und der schöne Prinz in ein heiteres Gespräch mit der Gräfin vertieft. Prinz Karl war noch weit mehr Knabe als Mann, in seinem ganzen Wesen sprach sich das nur zu deutlich aus.

Die Gräfin findet viel Gefallen an ihm, und auch Adrienne läßt ihre Augen auffallend oft auf ihm haften, wenn sie in ihrer ruhigen sichern Weise eine Bemerkung in das Gespräch der Mutter und des Prinzen hineinwirft.

Junge Leute in dem Alter des Prinzen schließen sich ungemein schnell und leicht an ältere Frauen an, während sie jungen Damen gegenüber meist schüchtern und ängstlich sind.

So war es auch bei dem Prinzen, er war mit der Gräfin schnell vertraut, aber Adrienne wagte er nur verstohlen anzusehen, und wenn sie zu ihm sprach, so antwortete er ihr mit jener respectvollen Aufmerksamkeit, wie er sie kaum in höherem Maße seinen Vorgesetzten zeigen konnte.

In wenigen Wochen war der Prinz der intimste Freund des Hauses. Man konnte nicht mehr ohne ihn sein. Seine jugendliche Heiterkeit, sein offenes freies Wesen machten ihn zum Liebling der Familie. Der General liebte ihn wie einen Sohn, und der Prinz hatte dafür die Geduld, mit ihm stundenlang Schach zu spielen. Die Gräfin langweilte sich, wenn er nicht da war, und wollte nur mit ihm noch vierhändig spielen. Auch Adrienne konnte ihn kaum mehr entbehren.

Sie hatte an ihm einen vorzüglichen Zeichner entdeckt und war gleich bereit von ihm Zeichenunterricht zu nehmen. Für den Prinzen war Adrienne das vollkommenste Weib der Welt. Er war noch nicht fähig, sie ganz zu verstehen, aber er ging auf in Bewunderung für sie und stand vollständig unter ihrem Einfluß. Er dachte und handelte nur durch sie. Bei Allem, was er that, fragte er sie, und nur, was sie gut hieß, geschah.

Adrienne war nicht herrschsüchtig, aber ihrem scharfen Verstande, ihrem richtigen, klugen Denken mußte sich unwillkürlich Jeder beugen, umsomehr der junge unerfahrne Prinz, dessen Gemüth noch beinahe kindlich war.

So kam der Winter und mit ihm Theater, Soiréen, Bälle. Adrienne machte das Alles mit, weil es die Gräfin so wollte, und weil sie sich selbst verpflichtet fühlte, den Anforderungen der vornehmen Welt zu genügen, aber wahrhaft froh war sie nur zu Hause, wenn sie an langen Winterabenden am Theetisch sitzen und mit ihrem Vater über ernste Dinge sprechen konnte. Manchmal ließ sie sich auch in das heitere Geplauder des Prinzen ein, und der junge Mann war glücklich, wenn es ihm gelang Adrienne zum Lachen zu bringen, und dann sah er sie mit reizendem Entzücken an, denn Adrienne konnte so schön, so heiter lachen, und ihr strenges Gesicht war dann doppelt schön.

Der General sah den Prinzen gern mit Adrienne verkehren, da er selbst kein Vermögen hatte, wünschte er für seine Tochter einen reichen Gatten, und der Prinz schien für Adrienne eine vortheilhafte Partie.

Er wußte zwar, daß der Prinz der jüngere Sohn seines Vaters, und der ältere, welcher der Diplomatie angehörte, der Erbe des großen Majorates war. Aber der Prinz lebte auf vor-

nehme Weise, und so glaubte der General, er müsse von mütterlicher Seite ein nicht unbedeutendes Vermögen besitzen.

Er bemerkte mit Freuden, daß Adrienne zum ersten Male für einen Mann, der sich ihr näherte, etwas zu empfinden schien.

Es ist ein stürmischer Winterabend, draußen peitscht der Sturm die großen Schneeflocken durcheinander und fährt pfeifend an den festgefrorenen Fenstern vorbei. Im Salon sitzen Adrienne und Jenny am Stickrahmen, die Gräfin liegt auf dem Divan und liest den neuesten Roman. Prinz Karl ist bemüht die Eisblumen des Fensters zu copiren. Jenny arbeitet fleißig, aber Adrienne hat die Nadel hingelegt und sieht mit ernsten Blicken in das unbarmherzige Wüthen des Sturmes hinaus, und Bilder ziehen an ihrem Geiste vorüber, die ihre Seele mit Angst erfüllen. Sie denkt an die Tausend und Tausend Armen und Elenden, an die Ausgestossenen, die Verfluchten, die nichts haben, um sich zu schützen vor Schnee und Sturm, vor Hunger und Kälte. Sie blickt zurück in das Zimmer; der Luxus, der sie umgibt, scheint sie der Unbarmherzigkeit anzuklagen.

Prinz Karl hat sie einige Zeit beobachtet und die trüben Gedanken bemerkt, die über ihre Stirne hinziehen. „An was denken Sie, Comtesse?" fragt er leise, als wage er kaum sie zu stören.

„Ich denke an all' die Armen, die es nicht

so gut haben wie wir, die heute draußen sind in Sturm und Schnee, und ich bedauere, daß ich nicht helfen kann."

„Warum sollten Sie nicht helfen können, Comtesse?"

„Sie wissen doch, Prinz, daß ich nicht reich bin. Wäre ich reich, ich würde mich nicht mit Seufzern begnügen.

„So meinte ich es nicht, Comtesse. Es gibt so viele Damen, die nicht selbst reich sind und doch Mittel finden ihrem edlen Herzen zu genügen. Veranstalten Sie eine Wohlthätigkeitsvorstellung, das Erträgniß gehört den Armen. Die Räume in Ihrem Hause sind groß genug, um ein Theater aufzurichten. Versuchen wir es! Sie werden auf der Bühne herrlich aussehen, allgemeine Bewunderung erregen, und was die Hauptsache ist, für die Armen Geld bekommen."

„Nein, das Komödiespielen ist mir zuwider, es verdirbt den Charakter. Auch wäre ich eine sehr schlechte Schauspielerin, ich habe kein Talent mich zu verstellen und könnte mich unmöglich in einen fremden Charakter hineindenken."

„So lassen wir das, veranstalten wir Tableaux?"

„Das wäre etwas," sagt Adrienne. „Machen Sie einen Vorschlag, was für Bilder wollen Sie arrangiren?"

Jenny hatte ihren Stickrahmen verlassen und die Gräfin ihren Roman weggelegt. „Ach Prinz Sie sind ein herrlicher Mensch!" sagt die Generalin, sich zu den jungen Leuten setzend. „Vergessen Sie nur nicht auf mich. Auch ich will dazu beitragen, daß die Armen etwas bekommen."

„Ich möchte Sie als Dornröschen sehen," sagt der Prinz zu Adrienne.

Sie aber lacht. „Sehe ich aus wie ein Dornröschen. Nein, das ist mir zu romantisch."

Während man noch berathet, kommen Bekannte. Man theilt ihnen die Idee mit. Ein Jeder will mitwirken. Schon sind einige Bilder festgesetzt, aber noch immer ist man nicht einig, was Adrienne vorstellen soll. Jenny hat Dornröschen für sich erobert und träumt schon davon, wie herrlich sie sich ausnehmen wird. Einer der Anwesenden bemerkt, er könne sich Adrienne nur als Herrscherin denken, ihre ganze Erscheinung weise darauf hin. — Die Blicke der Anwesenden gleiten über Adriennes majestätische Gestalt und man stimmt allgemein zu.

„Wie gefiele Ihnen Maria Theresia auf dem Reichstag zu Preßburg?" fragt ein anderer Herr aus der Gesellschaft.

„Oder Katharina II. von Rußland?" sagt der Prinz. „Ich meine die Scene, in welcher der Empörer Pugatschew wie ein wildes Thier in

einem Käfig nach Petersburg gebracht wird und Katharina, von ihrem Hofstaat umgeben, denselben unmittelbar vor seiner Hinrichtung mit grausamem Vergnügen betrachtet.

Adrienne schüttelt unwillig den Kopf. „Wie können Sie mir zumuthen dieses unbarmherzige, sittenlose Weib vorzustellen. Ich verabscheue diese Kaiserin, sie ist ein Schandfleck für unser Geschlecht."

„Ach sei nicht so eigensinnig", ruft Jenny, „Du mußt eine Herrscherin darstellen, denn ich will Dich einmal im Hermelin sehen."

„Darauf mußt Du verzichten, Jenny, Du weißt, daß ich nie Pelz trage."

„Und warum nicht, Comtesse," fragt der Prinz, „mir ist das schon aufgefallen."

„Weil in meinen Augen der Pelz ein Symbol der Sinnlichkeit und der Herrschsucht ist, ich habe auch immer nur Herrscherinen und Buhlerinen im Pelz abgebildet gefunden."

„Aber Pelz zu tragen ist doch sehr schön, und wenn Sie eine Kaiserin vorstellen, müssen Sie Hermelin nehmen," wendet der Prinz ein.

„Dann werde ich keine Herrscherin vorstellen," sagt Adrienne bestimmt.

Der Prinz schüttelt verwundert den Kopf.

Endlich kommt man zu den Entschluß, daß die Gräfin die Kaiserin Katharina II und Adrienne eine Herrscherin vorstellen soll, die den

Hermelin als Attribut der Macht noch nicht kannte, die asiatische Semiramis nämlich. Man wählt die Scene nach dem Bilde der Dresdner Galerie von Guercino, wo die Königin, während sie ihr goldenes Haar kämmt, die Nachricht von dem Aufstand ihrer Feldherren erhält, mit offenen Haaren forteilt, den Aufstand unterdrückt, die Rebellen straft und dann ihre Toilette ruhig fortsetzt.

Dies Bild ist ganz nach dem Geschmack Adriennes und sie stimmt mit Freuden zu.

Der Prinz übernimmt das Arrangement des Ganzen und leitet es vortrefflich. Die Costüme sind fertig, der Abend der Vorstellung da. Alle Plätze sind verkauft, die Eintrittspreise sind enorm hoch gestellt, es ist viel Geld eingegangen und Hunderte mußten noch zurückgewiesen werden, da der Saal nicht Raum genug hatte für Alle, die entweder die Neugierde oder der Wohlthätigkeitssinn hinführte.

Alle Bilder finden Beifall, als aber der Vorhang aufgeht und Adrienne als Semiramis vor dem Spiegel sitzt in orientalischem, reich gesticktem Gewande, beinahe eingehüllt in ihr niederwallend goldschimmerndes Haar, und ihr edles Gesicht ganz jenen kühnen stolzen Ausdruck zeigt, welcher der Gebieterin Asiens entspricht, da starrt Alles in stummer Bewunderung auf das herrliche Weib in seiner selbstbewußten Kraft,

das ohne nur einen Augenblick vor dem Sturm, der sie bedroht, zu erschrecken, sich die Köpfe der Rebellen zu den Füßen legen und dann wieder ruhig den Kamm durch die goldenen Wellen ihres Haares gleiten läßt. Der Eindruck ist um so überwältigender, als Adrienne sich keine Gewalt anthut, denn was sie darstellt, ist sie selbst. Es ist ihr Charakter, ihr fester Sinn, ihre Strenge, die aus den großen grauen Augen blicken, Augen, die kein Erbarmen kennen, wenn sie auf dem Verbrecher haften, dessen Todesurtheil die schöne Hand unterzeichnet hat. Wäre Adrienne auf einem Thron geboren, ihr männlich fester Sinn, ihr unbeugsames gerechtes Herz hätten aus ihr eine Herrscherin gemacht, die ein Volk beglückt und einen Staat auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht hätte.

Während ein Beifallssturm dem Bilde folgt, die Zuseher es immer wieder zu sehen verlangen, steht im Parterre ein Mann bleich und stumm, das Auge unverwandt auf die Bühne gerichtet, das Weib dort hat ihn bezaubert, sein Herz liegt zu den Füßen der Semiramis. — Es ist der Prinz. Ihm ist, als sehe er Adrienne heute zum erstenmale in ihrer überwältigenden Schönheit. Er fühlte jetzt, wie lange er schon der Geistessclave dieses Mädchens war, er fühlte, daß er sie liebe. Aber nicht wie ein Glück zog dieses Gefühl in seine Brust, er erschrack über

diese Entdeckung, er erschrack vor dem Glück, wie vor dem Unglück, das ihm diese Liebe bringen konnte. Angstvoll griff er nach seinem Herzen, aber es war zu spät, Semiramis hatte bereits den Fuß darauf gesetzt.

Als er Adrienne nach der Vorstellung beim Souper traf, und alle Welt ihr bewundernde Worte sagte, da fühlte er, wie das Alles nichts war gegen das, was er auf dem Herzen hatte, aber das ihm auszusprechen der Muth fehlte.

Prinz Karl war vor einem Jahre noch Zögling einer Militärakademie, das wüste Leben der Officiere in großen Garnisonen war ihm fremd geblieben, denn sein guter Stern führte ihn gleich in das Haus des Grafen, in welchem er jede dienstfreie Stunde zubrachte. Sein Herz war noch rein und seine Lippen unberührt. Adrienne war die erste Frau, die ihm nahte, die er bewunderte und anbetete, aber auch über dies Gefühl war er heute erst mit sich in's Klare gekommen. Heute erst ward er sich bewußt, daß es ein Gefühl gibt zwischen Mann und Weib, ein Gefühl, das die Sinne berauscht, das Herz fesselt und die Seele in goldene Träume wiegt. Er saß stumm an der Tafel mit bleichen Wangen, während die Gesellschaft heiter die Champagnergläser klingen lies. Mitten im Gelächter der Andern erfaßte ihn jene schwärmerische Schwermuth, jenes bange ängstliche Verzagen an dem eigenen

Werth, das der bittere Tropfen in dem heiligen Kelch jeder echten, tiefen Liebe ist. Er wagte kein Wort zu ihr zu sprechen, zu der Herrin, der Königin der Göttin, zu deren Füßen seine Seele gefesselt lag. Als Adrienne ihr großes Auge auf ihn richtete und einige Worte zu ihm sprach, da erschrak er, als habe sie ihn bei einem Verbrechen ertappt und nur mit bebender Stimme konnte er ihr Antwort geben. Adrienne sah ihn verwundert an, aber nur einen Augenblick, dann wußte sie, was in dem Herzen des Prinzen vorging und auch sie wurde plötzlich ernst und schweigsam. Sie, die gewohnt war, sich mit ihren Empfindungen immer sofort in's Klare zu setzen, hatte sich längst gestanden, daß ihr der Prinz nicht gleichgiltig war. Sie konnte sich das gestehen, denn sie war sich bewußt, sich nie zu verrathen, ihr Herz war zu sehr ihrem Verstande unterthan. Jetzt, da sie mit einem Male sah, daß auch der Prinz sie liebte, gab sie sich dem süßen Gefühl, das sie erfüllte, rückhaltlos hin. Auch für dieses stolze strenge Mädchen war die Zeit der Liebe gekommen, neugierig behorchte sie ihr eigenes Herz. Wie der Arzt die Pulsschläge des Kranken zählt, um den Grad der Krankheit festzustellen, so lauschte sie ihren Empfindungen, um die Größe das Glückes zu berechnen, das ihr aus dieser Liebe entgegen blühen konnte. Und wie die Hand des Arztes ruhig und sicher den Kranken untersucht, so blieb

auch ihr Geist klar und unberührt von dem, was ihr Herz bewegte.

Einige Tage nach der Wohlthätigkeitsvorstellung ist die ganze Coterie, welcher die Gräfin Neunkirchen angehört, auf einem kleinen Teiche versammelt, wo sich die jungen Leute mit Schlittschuhlaufen belustigen. Rings um den Teich sind Bänke gestellt und Teppiche gelegt, da sitzen die ältern Herren und Frauen, dem muntern Treiben der Jugend zusehend. Die jungen Damen sind in ebenso kostbaren als reizenden, kurzen, pelzbesetzten Costümen. Nur Adrienne, ihrer Abneigung gegen den Pelz getreu, trägt ein elegantes Kleid von schwarzem Tuch, eng den schlanken Leib umschließend, auf dem Kopf einen kleinen schwarzen Sammthut, die Haare in langen Zöpfen niederhängend.

Prinz Karl hatte ihr die Schlittschuhe nachgetragen und durfte sie ihr jetzt anschnallen. Als er das eine Knie gebeugt vor ihr lag und sie den schönen Fuß auf ihn setzte, zitterten seine Hände und er konnte kaum die Schnallen in einander fügen. Ehe er noch den zweiten Schlittschuh ganz befestigt hat, beugt er den Kopf tief herab. „Was machen Sie?" fragt Adrienne. „O ich wollte mich nur überzeugen, ob die Schnalle hält." Aber schon haben seine heißen Lippen unbemerkt einen Kuß auf ihren Fuß gehaucht. — Das schöne, sonst so strenge Mädchen lacht, diese Huldigung freut sie. Der Prinz sieht ihr entzückt nach,

wie sie jetzt dahin fährt, anmuthig und sicher auf der trügerischen Decke. Keine der Damen läuft so schön wie Adrienne, keine bewegt sich so kühn und zugleich so reizend. Der Prinz und Jenny versuchen es sie einzuholen, aber es gelingt ihnen nicht. Jenny fällt und lacht dazu laut und übermüthig wie ein Kind.

Ein Theil des Teiches ist durch Bretter abgegränzt, da dessen Eis noch zu dünn scheint.

Adrienne ist der Raum zu klein, sie schiebt die Bretter mit dem Fuße weg und will auch die Fläche jenseits derselben benützen.

„Um Gotteswillen," ruft Jenny, „gehe doch nicht hinüber, das Eis ist noch zu dünn, es könnte durchbrechen!" und ängstlich faßt sie sie bei den Kleidern und zieht sie weg.

„Bist Du so feig, Jenny?" fragt Adrienne spöttisch.

Jenny erröthet. „Ich will Dir beweisen", sagt sie empfindlich, „daß ich nicht feig bin."

Und ohne auf das Zurufen der Andern zu achten, fährt sie hinüber. Adrienne sieht ihr lächelnd zu, aber nicht lange und sie hört einen Krach, mit dem die Eisdecke springt. Jenny stößt einen Schreckensschrei aus und ist im nächsten Augenblick im Wasser versunken.

Baronin Bollenfeld sinkt ohnmächtig zu Boden, die Andern schreien durcheinander, aber

Adrienne hat blitzschnell ihre Schlittschuhe abgeworfen, und ehe noch Jemand daran denkt, das Mädchen zu retten, ist sie im Wasser und kehrt die Freundin in den Armen zurück. Prinz Karl nimmt ihr die Bewußtlose ab, und trägt sie in ein nahes Bauernhaus, wo ihre Mutter sie weinend an die Brust schließt und ihr die nassen Haare aus der Stirn strich. Als Jenny zu sich kommt, ist ihre erste Frage: „Wer hat mich gerettet?"

„Wer anders als Adrienne, sie hat alle unsere Herren beschämt." Jetzt erst bemerkt Jenny die vollkommen durchnäßten Kleider ihrer Freundin. Sie will ihr dankbar sein, aber Adrienne unterbricht sie mit einem Kuße. „Verzeih mir, Jenny," sagt sie, „ich habe Dich in die Gefahr gebracht, ich konnte nicht weniger thun, als Dich retten."

Der Prinz war weit entfernt, als das Unglück geschah. Er war zum Tod erschrecken, als er Adrienne mit den Eisschollen ringen sah, ebenso grenzenlos war sein Glück sie außer Gefahr zu sehen und die Begeisterung für die Kühnheit des angebeteten Mädchens.

Als er ihr Abends beim Thee gegenüber saß, konnte er sich nicht zurückhalten und drückte ihr in glühenden Worten seine Bewunderung aus. Adrienne sah ihn verwundert an. „Wie können Sie das so hoch anschlagen," sagt sie, „hat nicht mein Spott Jenny auf die gefährliche Stelle getrieben? Jenny zu retten war meine Schuldigkeit.

Sie machen eine Heldenthat, eine Tugend aus dem, was einfach nur meine Pflicht war."

„Sie sind zu bescheiden, kein anderes Weib hätte so gehandelt wie Sie."

„Ich bin durchaus nicht bescheiden, sie irren sich. Auch ich hätte es wahrscheinlich nicht gethan, wenn Jenny aus eigenem Leichtsinn auf die gefährliche Stelle gerathen wäre, so aber mußte ich, um mich vor mir selbst und den Andern zu rechtfertigen, mein eigenes Leben auf das Spiel setzen um das ihre zu retten. Was ich verschuldet will ich, so lange das in meiner Macht steht, auch selbst wieder gut machen."

Der Prinz staunt, dieses Mädchen, das die ganze Welt bewundert, die überall die Erste, die Bevorzugte ist, besitzt nicht die mindeste Eitelkeit. Er kann sie nicht begreifen.

Aber Adrienne hat nicht nur keine Eitelkeit, sie hat auch keine Poesie. Was außer dem Kreis ihres klaren Denkens liegt, was ihre praktische Vernunft nicht mehr fassen und für das Leben verwerthen kann, das weist sie kalt zurück. Wo ihr die Uiberschwenglichkeit naht, dort macht sie ihren scharfen Verstand geltend und zerstört jede Illusion, jedes Ideal. Die Schwärmerei des Prinzen und die kalte Vernunft Adriennes sind in einem unausgesetzten Kampf begriffen. Adrienne ist ein echtes Kind der Neuzeit. Ihr speculativer

Geist, ihr klug berechnender Verstand will das Leben ausbeuten bis zum Aeußersten, Empfindungen, die ihr im Wege sind, werden unbarmherzig zertreten.

Der Prinz dagegen ist eine poetische Natur, sein Geist ist erfüllt von Idealen, er liebt Adrienne mit Begeisterung, mit einer heiligen Gluth und diese Liebe macht ihn zum Schwärmer, zum Fantasten.

Adrienne liebt ihn auf ihre Weise, während der Prinz in süßen Träumen schwelgt, hat Adrienne bereits ihren künftigen Haushalt geordnet, und die Art, wie sie leben wird. Reich, stolz und vornehm, ohne zu verschwenden, sieht sie sich als Schloßherrin von ihrem Gatten geliebt, von ihren Leuten geachtet und gefürchtet. So weit geht die Phantasie Adriennes. Sie wünscht nur, was für sie erreichbar ist. Sie liebt den Prinzen, weil sie seine Frau werden will, und weil sie weiß, daß die Liebe die Ehe verschönert. Der Prinz liebt sie, weil er sie lieben muß, weil sein Herz ihn zu ihr zieht, er kann nicht anders, als sie anbeten, es ist sein Schicksal.

Die Officiere des Regiments, in welchem der Prinz diente, fanden sich gewöhnlich, wenn sie außer Dienst waren, in einem eleganten Weinkeller zusammen. Auch heute sind einige Herren da, mitten unter ihnen der Prinz. Man spricht von Wägen, Pferden und Hunden, zuletzt auch von

den Damen. All die schönen Aristokratinen müssen Revue passiren. Natürlich kommt das Gespräch auf Adrienne. Man bespricht ihre Schönheit, ihren sonderbaren Charakter, der eine rühmt, der andere tadelt sie. Der Prinz wird unruhig, es ärgert ihn, daß man es wagt, in seiner Gegenwart über eine Dame zu urtheilen, die ihm so nahe steht. Da sagt ein langer, dürrer Hußarenofficier, der sich vor einem Jahre bei Adrienne einen Korb geholt: „Ach, die Comtesse ist nichts weiter als eine raffinirte Coquette.“ Empört springt der Prinz auf und schleudert ihm einen „erbärmlichen Lügner“ in's Gesicht. Die andern Herren erheben sich und suchen zu vermitteln. Aber umsonst, der Prinz wiederholt seinen Schimpf, der Gegner ist heftig und fordert in leidenschaftlichem Tone Genugthuung. Der Prinz nimmt die Herausforderung mit Vergnügen an, muß aber noch einen verliebten Gelbschnabel mit nach Hause nehmen, den ihm sein Gegner nachgerufen.

Noch an demselben Tage findet das Duell statt. Der Prinz schreibt einen begeisterten Brief an Adrienne, den sie nach seinem Tode empfangen soll, dann fährt er zum Rendezvous.

So aufgeregt er des Morgens war, so ruhig und sicher steht er jetzt dem Gegner gegenüber. Der Beleidigte, welcher den ersten Schuß hatte, fehlt, der Prinz verwundet ihn in den rechten Arm, der Ehre ist Genüge geschehen.

Die Duellgeschichte geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt, in allen Salons spricht man davon. Wieder wird Adrienne von allen Damen beneidet, während es ihr sehr peinlich ist die Heldin des Stadtgespräches zu werden.

Dieses Mädchen ist viel zu bedeutend, zu schön, zu geistvoll, als daß es nicht zahlreiche Feinde haben sollte. Diese frischen jetzt auch die Geschichte mit dem Hofmeister wieder auf, an dessen Tode man ihr allein Schuld gibt.

„Ich begreife die Männer nicht," sagt eine der eleganten Löwinnen, „was finden sie an dieser Person? Sie hat kein Herz, ihre Verehrer könnten sich dutzendweise für sie erschießen, es würde sie nicht rühren." Die schöne Frau ist freilich viel gefühlvoller, sie hat immer ein paar Anbeter zu gleicher Zeit und ist gegen keinen derselben grausam.

Ein paar Tage vergehen, ehe es der Prinz wagt, zu Adrienne zu kommen, er schämt sich beinahe vor ihr zu erscheinen. Wenn er nur mindestens verwundet, verstümmelt worden wäre, während er ihre Ehre vertheidigte. Er kam sich so klein, so kindisch vor und beneidete seinen Gegner um den durchschossenen Arm. Als er eintrat, ging ihm Adrienne entgegen, und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Prinz, daß Sie so tapfer meine Ehre vertheidigt haben," sprach sie freundlich, „aber ich muß Sie zugleich tadeln. Sie haben mir mehr geschadet als genützt. Ich bin

durch das Duell vor der ganzer Stadt compromittirt."

Der Prinz stand wie ein gescholtener Knabe vor ihr, mit rothen Wangen und niedergeschlagenen Augen und wie ein solcher bat er sie um Verzeihung für sein voreiliges Handeln. Adrienne aber reichte ihm nochmals die Hand und lächelte. „Er ist mein," sagte sie zu sich selbst, „ich lenke ihn wie ein Kind."

Eines Nachmittags sitzen Baronin Bollenfeld, Jenny und Adrienne plaudernd beisammen.

„Nun, Adrienne, beichten Sie, hat sich der Prinz schon erklärt?" beginnt die Baronin.

„Worüber, Baronin?"

„Er liebt Sie doch!"

„Geh, Adrienne," sagt Jenny, „spiele nicht die Verschlossenne gegen uns. Der Prinz ist in Dich verliebt, und Du gestehe es nur, Dir ist er auch nicht gleichgiltig."

Adrienne wird durchaus nicht verlegen, wie dies bei jungen Mädchen in dieser Lage immer der Fall ist.

„Ja, ich liebe ihn," erwiedert sie ernst, „Du hast mir zu früh den Vorwurf der Verschlossenheit gegen Dich gemacht, Jenny. Auf eine directe Frage werde ich Dir immer eine offene Antwort geben. Ich hätte ja auch keinen Grund, Dir meine Neigung für den Prinzen zu verbergen."

„Und was glauben Sie, Adrienne," fragt die Baronin, „was aus dieser Neigung werden soll?"

Adrienne sieht die Baronin erstaunt an.

„Was daraus werden soll? Ich denke eine Heirat."

„Wissen Sie denn nicht, Adrienne, daß der Prinz kein Vermögen besitzt?"

„Von Seite seines Vaters allerdings nicht, aber doch von Seite seiner Mutter."

„Sie irren sich, er besitzt nichts. So lange der Vater lebt, bezieht er wohl eine bedeutende Apanage, aber wenn der alte Fürst stirbt, ist er ganz auf die Großmuth seines Bruders angewiesen. Ich kenne die Verhältnisse genau, denn die Mutter des Prinzen und ich wurden in demselben Institut erzogen. Sie war ein gutes, sanftes Mädchen aus einem alten adeligen Hause, aber ohne jedes Vermögen. Ich hörte nach Jahren, daß sie sehr glücklich mit dem Fürsten gelebt hatte und nur zu früh, bei der Geburt ihres zweiten Kindes, des Prinzen Karl, starb. Also Vermögen hat der Prinz keines, darauf können Sie sich verlassen, Adrienne, und selbst wenn sein Bruder edel genug ist, ihm auch nach dem Tode des Vaters die Apanage auszuzahlen, ist er doch nicht im Stande eine Frau und später eine Familie standesgemäß zu erhalten."

Während die Baronin sprach, war Adrienne bleich geworden und hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt, dann aber faßt sie die Hand der Baronin und sie küssend sagt sie: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich aufgeklärt haben. Ich werde nicht mehr an den Prinzen denken.“ Jenny sieht in das entstellte Antlitz der Freundin und sie mit ihren Armen umschlingend sagt sie: „Adrienne, sei nicht so hart gegen Dich selbst! Und Du Mama, wie kannst Du ihr mit einem Male alle Hoffnung nehmen! In der Liebe selbst liegt eine solche Allmacht, daß das Unmöglichste möglich wird. Zwei Menschen, die sich wahrhaft lieben, können alles Andere entbehren.“

Adrienne lächelt schmerzlich. „Nein, mein Kind,“ sagt sie, „das können Sie nicht. Die Liebe ist ein Zauber, der uns auch eine häßliche Gegenwart verklären kann, gewiß, aber es ist besser, wenn man dieses Zaubers nicht bedarf. Aengstige Dich nicht, ich werde nicht unglücklich sein. Ich darf den Prinzen nicht mehr lieben, wenn ich uns Beide nicht in unglückliche Verhältnisse hineinreißen will.“

„Und mit ihm, der Dich so liebt, hast Du kein Mitleid, Adrienne? Wenn Du seine Ideale, seine Hoffnungen mit Deiner kalten Berechnung grausam zerstörst, was soll aus ihm werden? Denkst Du denn nur an Dich? Ich könnte allen Uiberfluß, alle Bequemlichkeit des Lebens entbeh-

ren, wenn mir ein Liebesglück zu Theil würde, wie es Dir winkt."

„Du hast recht, Jenny," entgegnet Adrienne mit bitterer Ironie, „das Glück der Liebe ist wunderbar für uns, aber nur dann, wenn wir dabei unsere Seidenroben, unsere Diamanten und unsere Salons haben. Ich werde leiden eine kurze Zeit, dann aber ruhig werden, würde ich aber meinen Gefühlen nachgeben, dann würde ich leiden durch ein ganzes Leben. Du sagst, ich solle Mitleid mit ihm haben, d. h. ich soll nicht nur mich, ich soll auch ihn und vielleicht eine ganze Familie in das Elend hineinstoßen, mein ganzes Leben durch Reue und Selbstvorwürfe verbittern. Ich müßte mich vor mir selbst schämen, wollte ich so unvernünftig handeln. Armuth und Liebe sind zwei Dinge, die sich nie vereinen lassen."

„Mein Kind," sagt die Baronin, „Adrienne hat Recht. Wir vornehmen Damen können den Luxus nicht entbehren, wir hängen mehr davon ab, als Du glauben magst. Wenn eine von uns sich entschließt, dem Geliebten trotz seiner Armuth zu folgen, so wird sie es immer in der Zukunft bitter bereuen. Wir sind zu sehr an Uiberfluß gewöhnt. Die arme Aristokratin darf nie die Wünsche ihres Herzens im Auge haben bei der Wahl ihres Gatten. Daher so viele unglückliche Frauen, aber unglücklich in beiden Fäl-

len, ob sie nun dem ungeliebten reichen oder dem geliebten, aber armen Gatten in sein Haus folgen."

Jennys schöne dunkle Augen werden feucht, während Adriennes Züge ihre kalte Ruhe wieder gewonnen haben, aber ihre Stimme klingt rauh, beinahe gebrochen, als sie den Damen Adieu sagt.

Fortan ist ihr Benehmen gegen den Prinzen vollkommen verändert. Kalt und unnahbar steht sie ihm gegenüber, und versucht er es wieder einmal ihr näher zu treten, dann genügt ein Blick, aus ihren sonderbaren Augen, ein Blick, mit welchem sie wilde Thiere zähmen würde, um das Wort auf seinen Lippen ersterben zu machen. Er weiß nicht, ist es Laune, oder hat er sie beleidigt. Endlich faßt er den Muth, sie zu fragen.

„Sie haben mich in keiner Weise verletzt," sagt ihm Adrienne, „aber Laune ist es ebenso wenig. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich bei Allem, was ich thue, immer genügende Gründe habe."

Adrienne bleibt dem Prinzen ein Räthsel, sie grollt ihm nicht, und doch sieht sie gleichgiltig seinen Leiden zu, welche mit seiner Liebe wachsen ins Unendliche.

Die Mittagssonne scheint in das Gemach des Prinzen, welcher mit wüstem Kopf und blaugeränderten Augen auf dem Divan liegt. Er war erst des Morgens nach Hause gekommen aus der Gesellschaft seiner Kameraden und einiger Schauspielerinnen. Es war die erste Nacht, die er verschwelgt; in der Absicht, Adrienne zu vergessen, und seinen Schmerz im Weine zu ertränken, war er der Ausgelassenste in der Gesellschaft gewesen. — Ob er Adrienne vergessen hat? Nein! Mit zitternder Hand faßte er nach ihrem Bilde, das am Tisch liegt, und drückt es an die Lippen, dann hält er es vor sich hin, es mit düstern Blicken betrachtend, während sich leise eine Thräne aus seinen Augen stiehlt, er weiß es nicht, bis sie heiß auf seine Hand niederfällt. Unwillig springt er auf und schleudert das Bild des geliebten Mädchens weit von sich. Trotzig wölbt sich sein Mund: „Thränen um Dich, Du stolzes, herzloses Wesen! Ich werde Dich vergessen und aus meinem Herzen reißen, wie Du es verdienst, denn Du hast kein Gefühl, keine Seele!“ Armer! Du willst sie vergessen, und liebst sie mehr als je, Du leidest mehr als je. Berausche Dich, auch der Rausch verfliegt und das Elend des Herzens kehrt mit doppelter Kraft wieder. Du wirst zu den Füßen Anderer liegen, aber verschmähte Liebe wird an Deinem Herzen nagen und das Bewußtsein Deiner Schuld wird

Dir den Muth rauben, sich wieder dem reinen Bilde der Geliebten zu nähern. Du schmähst, was Du liebst und beleidigst Dich und sie Nimm zurück das harte Wort, bleibe gut und edel, damit Du das Recht hast sie zu lieben und für sie zu leiden!

Leise öffnet sich die Thür, der Diener des Prinzen tritt ein, in der Hand ein kleines Billet. Mechanisch streckt der Prinz die Hand aus, um es an sich zu nehmen. Der feine, angenehme Duft, den das Briefchen ausströmt, macht ihn aufmerksam, und nachdem er die Schrift gesehen, verzieht ein sonderbares Lächeln seinen Mund. Noch ehe er es öffnet, geht er hin, und hebt das Bild Adriennes vom Boden auf, aber ohne es anzusehen, ja ängstlich, beinahe den Blick abwendend, vergräbt er es in seinem Kasten, mit einer Hast, als wolle er es vor sich selbst verbergen, dann erst erbricht er das Schreiben. Es waren nur wenige Worte: „Ich habe meine Wette verloren und erwarte Sie heute Abend, um die schuldige Tasse Thee mit Ihnen zu trinken. Adele von Lilien." — „Ah, das kommt mir eben recht!" sagt der Prinz leise. „Dieses Weib ist wie geschaffen dazu, einem die Kälte der Geliebten vergessen zu machen. Ich nehme die Einladung an."

Adele von Lilien ist eine jener Frauen, wie sie nur gewöhnlich der Süden erzeugt. Voll un-

ersättlicher sinnlicher Gluth, sind sie mit ihren ewig wechselnden Launen das Verhängniß der Männer. Hat der Mann, das heißt, der erfahrene Mann, einmal in das feucht glänzende Auge eines solchen Weibes geblickt, dann ist sein Blut entzündet und ruhelos irrt er herum, ihr Bild in den aufgeregten Sinnen tragend, bis sie ihn erhört, und thut sie dies nicht — aus irgend einer Laune, — dann schießt er sich eine Kugel durch den Kopf, oder wirft sich unter die Hufe ihrer Pferde.

So war das Weib, bei welchem der Prinz Adrienne vergessen wollte, die ihn von seiner Liebe, seinen Schmerzen heilen sollte. Aber diese dämonischen Frauen, so berückend sie für den Mann sind, der das Leben kennt und genossen hat, so ungefährlich sind sie meist ganz jungen, zartfühlenden Männern.

Der Jüngling kann wohl die Gluth ahnen, die aus ihren Augen leuchtet, aber begehren wird er selten nach ihr. Die ideale Liebe, die noch nichts von sinnlichen Genüssen kennt, die ihr Glück in süßen Schwärmereien sucht, zieht sich erschreckt zurück vor einer Leidenschaft, die zugleich zu beseligen und zu verzehren scheint. Und sonderbar, gerade auf solche ganz junge, unverdorbene Männer machen solche Frauen am liebsten Jagd. Entdeckt ihr scharfer Blick solch ein edles Wild, dann bieten sie Alles auf, alle Mittel der

Koketterie, um das arme Opfer in ihr Netz zu treiben.

So war es auch hier. Frau v. Lilien hatte sich schon lange eingebildet, den Prinzen zu lieben, und je weniger der junge Mann davon bemerkte, um so glühender war ihr Wunsch nach seinem Besitz. Aber sie war eine Frau von Geist und gab sich keine Blößen. Sie wußte, daß der Prinz Adrienne liebe, während sie das schöne Mädchen glühend haßte. Ein Grund mehr, ihr den Geliebten zu rauben; denn das raffinirte Weib hatte schnell erkannt, daß der Prinz auch Adrienen nicht gleichgiltig war. Sie hoffte auf den Zufall, der ihr den Prinzen in die Hände spielen sollte, und sie hoffte nicht umsonst.

Sie sah die Kälte Adriennes gegen ihn, und wie er darunter litt, sie ahnte ein Zerwürfniß zwischen den Liebenden und glaubte nun, daß ihre Zeit gekommen sei, an der stolzen Schönheit Rache zu nehmen und den liebenswürdigen Prinzen zu ihrem Sclaven zu machen. Das wollüstige Weib ahnte nicht, welch einen gefährlichen Gegner es in der Brust des Prinzen selbst zu bekämpfen hatte. Die große reine Liebe, die er für Adrienne fühlte, konnte nicht durch das kokette Spiel eines sinnlichen Weibes entwurzelt werden, oder er hatte sie nie wahrhaft geliebt. Aber der Prinz suchte Zerstreuung, er wollte sei-

nen eigenen trüben Gedanken entfliehen und eilte in die Arme des verführerischen Weibes.

In ihrem kleinen reizenden Salon saß Frau von Lilien und erwartete den Prinzen.

Sie war nicht schön, aber von jenem berückenden Zauber, der die Sinne fesselt, ohne daß wir uns eigentlich Rechenschaft davon geben können, was uns so sehr einnimmt. Sie war nicht groß, aber ebenmäßig schön gebaut. Schlank, ohne mager zu sein. Ihre Bewegungen waren voll Grazie und jener weichen Elastizität, wie wir sie an dem zierlichen Geschlecht der Katzen so gern beobachten. Ihr Teint war braun, auf der Oberlippe und in der Nähe des Ohres zeigte sich ein leichter dunkler Flaum, das rabenschwarze Haar wallte in langen Locken über den Rücken, die großen glänzenden braunen Augen hafteten erwartungsvoll auf der Thüre, indeß der kleine Fuß ungeduldig auf dem Teppich trommelte.

In einem weißen Lüsterkleid, das in der Taille durch einen rothen Gürtel gehalten wurde, durch die dunklen Locken ein ebenfalls rothes Band, sah die junge Frau wirklich reizend aus.

Als der Prinz eingetreten war, blieb er einen Moment überrascht an der Thüre stehen. „Nur näher, Prinz," begann die verliebte Kokette mit leichtem Lächeln, „oder fürchten Sie mit mir allein zu sein?"

„Ich gestehe Ihnen, gnädige Frau, daß

mich etwas wie Furcht überkam, als ich eintrat. Sie können daraus sehen, wie gefährlich Sie mir sind."

„Gut, ich nehme das für baare Münze, und werde mir alle Mühe geben Sie zu verführen."

„Das wird Ihnen nur zu leicht gelingen," erwiederte der Prinz galant, die Hand der Dame küssend, aber dennoch erröthet er, und hat ein Gefühl wie ein Schulknabe bei seiner ersten Prüfung.

Die Dame war gewandt, schnell gab sie dem jungen Mann seine Unbefangenheit wieder und servirte ihm mit der elegantesten Liebenswürdigkeit den Thee. Ihr geistreiches Geplauder bestrickt den Prinzen derart, daß er Alles vergaß, was ihn bisher gequält und in einem Augenblick der Pause ihre Hand faßte und einen glühenden Kuß darauf drückte. Und die verführerische Frau zog die Hand nicht zurück. Ihr schönes Auge tauchte mit verzehrender Gluth in das seine. — Glühend heiß stieg dem Prinzen das Blut zu Kopfe bei diesem Blick, bei der Berührung ihrer Hand, und im wahnsinnigen Taumel sinnlicher Leidenschaft stürzte er zu ihren Füßen und umfaßte ihren Leib. Ein triumphirendes Lächeln glitt über die Züge der diabolischen Frau und den Kopf des Knieenden emporrichtend bedeckt sie ihn mit heißen Küssen. „Liebst

Du mich endlich," ruft sie jubelnd , seinen Hals umschlingend, „Du spröder Knabe! Du stolzer Prinz! Nun will ich Dich lehren, was Liebe ist."

Einen Augenblick könnte man denken, das bessere Wesen des Prinzen gehe unter in der leidenschaftlichen Umarmung der schönen Frau, aber auch nur einen Augenblick. Die Dame hatte zu früh triumphirt. Während ihre Lippen noch auf den seinen ruhen, und seine Seele aufzusaugen scheinen, ist sein Geist nicht mehr bei bei ihr. Mitten in der sinnenverwirrenden Aufregung, in die ihn das wollüstige Weib gerissen, trat die stolze Gestalt Adriennes vor ihn hin. Er sieht das große schöne Auge vernichtet auf ihn gerichtet und ein verächtliches Lächeln um ihren Mund. Die ganze Niedrigkeit seiner Handlungsweise kommt ihm zum Bewußtsein. Mit erschreckter Hast macht er sich los aus den Armen, die ihn gefangen halten, und flieht wie ein verfolgter Verbrecher aus dem Zaubeskreis der schönen Kokette.

Frau von Lilien sieht dem Fliehenden ernst verwundert nach, dann als sie zu verstehen beginnt, was in ihm vorgegangen, erhebt sie sich zornglühend und ballt die kleine Faust. Es gibt für eine Frau keine größere Schmach, als wenn ihre Gunst zurückgewiesen wird und kein Weib läßt diese Beleidigung ungestraft. Um ihren Zorn etwas zu beruhigen, verspricht sie sich Rache

zu nehmen an dem ungezogenen Knaben — dem verhaßten hochmüthigen Mädchen.

Mit dem quälenden Gefühl des eigenen Unrechts verbringt der Prinz eine schlaflose Nacht. Der Vorfall bei Frau von Lilien hatte ihm seine Liebe zu Adrienne in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein gebracht. Nie hatte er es so lebhaft gefühlt als in dieser Nacht, daß es für ihn ohne ihren Besitz kein Leben gab. Mit erschreckender Deutlichkeit fühlte er, daß sein Dasein ein verlorenes war, wenn sie nicht die Zukunft mit ihm theile. Ihr Geist, ihr ganzes Wesen, war ihm unentbehrlich, mit jeder Fieber seines Herzens hing er an ihr, für ihn gab es kein Weib außer ihr. Als er in wildem Trotz ihrer süßen Gewalt und seiner Liebe entfliehen wollte und das fremde ungeliebte Weib in die Arme schloß, da erwachte in ihm die ganze, mit Gewalt unterdrückte Leidenschaft. Er wollte hingehen zu Adrienne, ihr seine Liebe erklären, sie sollte entscheiden über sein Glück, über seine Zukunft.

Adrienne war allein zu Hause, als der Prinz zu ihr kam. Gegen ihre Gewohnheit saß sie müßig in einem Fauteuil, und stützte das etwas bleiche Haupt auf ihre Hand. Die Schatten trüber Gedanken lagen auf ihrer breiten Stirne, das seelenvolle Auge blickte durch einen feuchten Schleier.

Als sie den Prinzen sah, reichte sie ihm die

Hand und hieß ihn mit alter Herzlichkeit willkommen. Sein Herz wurde leichter, als er sie so lieb und freundlich fand. Nachdem er Platz genommen, sah sie ihn mit einem großen Blick an, und schnell die Veränderung in seinen Zügen bemerkend, sagte sie: „Sie sehen heute verstört aus. Was haben Sie?“

„Darf ich Ihnen sagen, Adrienne, was ich habe, offen und unumwunden? Werden Sie mir nicht böse sein?“

„Ich ahne, was Sie mir sagen wollen. Sagen Sie es, Prinz. Einmal muß es ausgesprochen werden, und es ist besser, dem Schmerz und dem Unglück fest in's Auge zu sehen, als die Qual der Ungewißheit zu ertragen.“

„Dem Schmerz? dem Unglück?“ sagt der Prinz, zitternd ihre Hand fassend. „Wissen Sie, was Sie sagen, Adrienne? Sie haben mich verurtheilt, noch ehe Sie mich gehört.“

„Ja, mein Freund, ich habe Sie verurtheilt, Sie und mich. Denn glauben Sie mir, ich leide darunter nicht minder als Sie.“

„Sie wissen nicht, Adrienne, wie ich Sie liebe, Sie wissen nicht, was Sie mir sind. Sie haben keine Ahnung, wie groß, wie mächtig das Gefühl ist, das ich für Sie im Herzen trage, sonst könnten Sie nicht so ruhig, so kalt mein Verderben, mein Elend beschließen.“

Adriennes sonst kalte, ernste Züge werden weich, der Blick ihres Auges mild und traurig, wehmüthig zuckt es um ihren Mund. Dem Prinzen beide Hände reichend, sagt sie mit einem Ton, in welchem die ganze Tiefe ihrer entsagenden Liebe, das ganze Weh ihrer Seele liegt: „Sie thun mir Unrecht, Prinz, der Schmerz, der jetzt Ihre Brust durchzuckt, ich fühle ihn ebenso, ja vielleicht in noch höherem Maße, denn auch ich liebe Sie. Ja, ich liebe Sie mit der ganzen Kraft einer starken Seele, ich liebe Sie, wie ich noch nichts geliebt und wie ich nichts mehr lieben werde. Aber so groß meine Liebe ist, so fest ist auch mein Entschluß zu entsagen, so unwiderruflich das Wort der Trennung, das ich aussprechen muß. Wenn ich sagte, daß es besser sei dem Schmerz und dem Unglück fest in's Auge zu sehen, so gilt das von mir eben so, wie von Ihnen. Sie werden leiden, ja, aber auch ich werde nicht glücklich sein, auch mir wird die nächste Zeit schwere Stunden bringen, doch der Gedanke, recht gehandelt zu haben, wird mich erheben und ich werde mein Unglück mit Ruhe tragen, folgen Sie meinem Beispiele, Prinz, suchen Sie sich mit Ruhe in das Unvermeidliche zu finden, lassen Sie sie sich nicht zerstören.

Was ich Ihnen nicht sein darf, werden Sie bei einem andern Mädchen gewiß noch finden. Der Mann vergißt ja ohnedies solche Leiden

leichter als die Frau, die oft ein ganzes Leben daran zu tragen hat."

Der Prinz hatte ihr Anfangs ruhig zugehört. Als sie ihm mit ruhiger Hoheit ihre Liebe bekannte, da trat die Röthe des Glückes auf seine Wangen, doch als zum Schluß ihre Mienen wieder ernst und streng wurden, und sie die bitteren trennenden Worte sprach, wurde sein Gesicht immer bleicher, und als sie geendet, lag er zu ihren Füßen und flehte mit bangem, erschütterndem Ton: „Warum das Alles, Adrienne, warum? Warum müssen wir uns trennen, warum dürfen wir nicht glücklich sein, wenn wir uns lieben? Warum kannst Du nicht mein geliebtes Weib werden, was steht unserer Vereinigung im Wege? Sprich, Adrienne, sprich, sei nicht so furchtbar ernst, sage mir ein Wort, ein einzig, erlösendes Wort, Du siehst, daß ich in Qual vergehe!"

Während einer langen, schmerzvollen Pause sah Adrienne auf den vor ihr Knieenden mit trüben Blicken nieder, dann sprach sie langsam, als wolle sie jedes Wort dem Zuhörer tief einprägen, mit ganz verändertem Tone: „Sie wollen Gründe wissen? Wohlan so hören Sie mich! Sie kennen das Leben in unserem Hause. Ohne reichen Uiberfluß haben wir doch allen jenen Luxus, wie man ihn in aristokratischen Häusern findet. Das Vermögen meines Vaters ist unbedeutend und dieser Haushalt nur durch seine ausgezeichnete Oekonomie

möglich. Ich habe daher kein Vermögen zu erwarten und wäre eine sehr arme Braut, die nichts in die Ehe bringt als die kostspieligen Gewohnheiten eines vornehmen Lebens. Sie, Prinz, sind der jüngere Sohn Ihres Vaters, das Majorat fällt auf Ihren Bruder, Sie sind nach dem Tode Ihres Vaters auf Ihre Gage angewiesen. Mit was wollen Sie mich, mit was wollen Sie eine Familie Ihrem Stande gemäß erhalten?"

Ein bitterer Zug verdunkelte das Gesicht des Prinzen. „Daran habe ich nie gedacht," gab er zur Antwort. „Sie haben wohl Recht, Adrienne, allein so trostlos ist es denn doch nicht, als Sie es schildern. Ich fühle mich Mann genug, meine Familie zu erhalten. Und dann lieben wir uns denn nicht? Wird uns unser Glück, unsere Liebe nicht Manches entbehrlich machen, was wir jetzt nicht missen können? O hätten Sie nur den Muth, der meine Brust erfüllt, all' die düsteren Befürchtungen würden schwinden."

„Ich habe mehr Muth als Sie, denn ich habe den Muth zu entsagen. Ihr Glaube, daß die Liebe uns Vieles ersetzen könne, ist schön, aber er belügt sie. Im Taumel des Glücks würden wir wohl die erste Zeit nicht fühlen, was uns mangelt, aber wenn dieser Taumel vorüber wäre — und er geht vorüber, würden wir um so bitterer das fühlen, was wir entbehren müssen. Wir würden uns Beide zu trösten suchen und würden

uns noch mehr lieben, aber eben in dem gegenseitigen Bemühen, zu ersetzen, was nicht da ist, liegt das Nagende einer solchen Existenz. Wenn Jahre dahingeschwunden und der goldene Saum, den die Liebe um unser Leben zog, erblichen wäre, wenn die Sorge um die Zukunft unserer Kinder heranträte, dann würden wir fühlen, daß wir unrecht gehandelt und nicht nur unser Leben elend gemacht, sondern auch das Glück unserer Kinder zerstört haben, weil wir nicht die Kraft hatten, den egoistischen Wünschen des Herzens zu entsagen. Nein, glauben Sie mir, Prinz, wir sind beide nicht die Menschen, die in Armuth leben können. Unsere Erziehung berechtigt uns zu Anforderungen, die Sie mit Ihrem spärlichen Einkommen nicht bestreiten können, wir müssen entsagen, unsere Wege müssen sich scheiden. Es ist besser den vorübergehenden Schmerz zu dulden, als das Unglück eines ganzen Lebens zu tragen. Sie haben oft gesagt, daß mir der Hermelin der Herrscherin gebührt, denken Sie sich mich in einem Kattunkleide, mein Hauswesen selbst besorgend! Nein, niemals! Entweder heirate ich reich, oder gar nicht. Ich liebe Sie, aber ich werde nie ihre Frau."

Noch immer lag der Prinz zu ihren Füßen. Bei den harten Worten Adriennes rollten Thränen über seine Wangen. „Und Mitleid, Adrienne, haben Sie kein Mitleid?" sprach er mit zitternder

Stimme. „Sie sind mit Ihrem scharfen Zergliedern der Verhältnisse grausamer, als Sie sein könnten, wenn Sie mich gar nicht lieben würden. Fühlen Sie denn nicht, daß ich namenlos leide? Nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung, haben Sie Gnade, Erbarmen mit meinem Schmerz."

Das schöne Mädchen sprang ungeduldig auf. „Mitleid!" rief sie erregt, „Sie wollen Mitleid!? Leide ich denn weniger als Sie!? Indem ich Sie aufgebe, entsage ich ja Allem! Des Weibes höchstes Glück ist die Liebe, ich habe dieses Glück gefühlt in seiner ganzen Größe und fühle nun den Schmerz in seiner ganzen herzzerdrückenden Qual! Sie klagen mich ungerechter Weise an; was ich thue, muß geschehen. Ich habe Alles bedacht, Alles erwogen, mein Entschluß ist unerschütterlich. Erschweren Sie mir nicht den Kampf, den ich mit dem eigenen Herzen kämpfe. Gehen Sie und verlängern Sie nicht die Pein dieser Stunde, ich danke Gott, daß sie vorüber ist."

Zerdrückt und hoffnungslos erhob sich der Prinz, küßte ihr in stummem Schmerz die Hand und ging.

Als er weg war, erhob Adrienne hoch den Kopf und sah fest und stolz zu dem blauen, klaren Himmel auf. „Ich danke Dir, mein Gott," sagt sie halblaut, „für die Kraft, die Du mir gegeben, mein Herz zu bezwingen und die ungestümen Wünsche meiner Leidenschaft zu zügeln.

Die Zeit der Liebe mit ihrem Glück, mit ihrem Rosenschimmer ist hinter mir. Ich habe dem entsagt, was Licht und Sonne in dem Leben einer Frau ist, ich habe entsagt dem süßen, goldenen Traum der Jugend, gib mir auch ferner Kraft, auf dem Wege der Tugend und der Klugheit auszuharren."

So viel Gewalt hatte dieses sonderbare Mädchen über ihre Empfindungen, daß sie denselben Abend noch eine Gesellschaft besuchte, und keiner der Anwesenden in ihren klaren, ruhigen Zügen nur die geringste Spur des Sturmes entdecken konnte, der heute Morgens noch ihr Gemüth zerwühlt hatte.

Der Prinz verbrachte qualvolle Tage. In seinem Seelenschmerz hatte er einen verzweiflungsvollen Brief an seinen Vater geschrieben, in dem er ihn bat, zwischen ihm und Adrienne zu vermitteln, und es möglich zu machen, daß er sie besitze. Lange harrte er auf ein Schreiben, aber statt einer schriftlichen Antwort kam der Fürst selbst. Das Wiedersehen von Vater und Sohn war ungemein herzlich.

Die beiden Söhne hatten immer mit großer Liebe und Verehrung an ihrem Vater gehangen, besonders der Jüngere mit dem weicheren, sanfteren Gemüth liebte denselben beinahe mit der Zärtlichkeit eines Mädchens und diese Liebe wurde von dem Fürsten in derselben Weise erwiedert.

Fürst Greif-Bernburg war ein Mann von kaum fünfzig Jahren, eine jener seltenen männlichen Erscheinungen, welche noch mit grauen Haaren interessiren können. Seine Gestalt war groß und edel, sein Gang gerade und seine Haltung stolz, ein würdiger Repräsentant eines alten Adelgeschlechtes, vereinigt er in sich alle Vorzüge dieses Standes, ohne etwas von dessen Schwächen und Lastern ankleben zu haben.

Wie die Baronin Vollenfeld Adrienne erzählte, heiratete er als junger reicher Mann, ein ganz armes, aber geliebtes Mädchen, das ihm seine beiden Söhne gebar. Nach dem Tode seiner angebeteten Frau zog er sich auf das Stammschloß seiner Familie zurück, welches er nur verließ, wenn es dringende Geschäfte verlangten, oder wenn seine väterliche Liebe ihn drängte, seine Knaben zu besuchen, welche in einem ausgezeichneten Institut erzogen wurden. Sonst lebte er in seinem Schloß ohne Gesellschaft ohne Besucher, gewissenhaft sein großes Vermögen verwaltend. Er liebte seine beiden Söhne mit gleicher Liebe, und doch war ein Unterschied in der Art, wie er den jüngeren und den älteren behandelte.

Egon, um mehrere Jahre älter als sein Bruder Karl, gehörte der Diplomatie an und war eine verschlossene, selbstständige Natur. Ihm war es genug zu wissen, daß ihn sein Vater liebe, er bedurfte keiner sichtbaren Aeußerungen,

sein ernster Beruf erfüllte ihn vollkommen, während Karl ganz das sanfte Gemüth seiner Mutter hatte und der Theilnahme eines liebenden Herzens bedurfte. Der Fürst verstand ihn und nahm warm an all' seinen kleinen Leiden Theil; um so natürlicher war es, daß er jetzt, wo der erste große Schmerz das Herz seines Sohnes traf, selbst kam, um lindernd seine Hand auf die wunde Seele seines Kindes zu legen.

Nachdem Prinz Karl sein Herz ausgeschüttet hatte, verdüsterten sich die Züge seines Vaters. Es hatte ihm schon viel Sorge gemacht, daß sein jüngster geliebter Knabe nach den harten Gesetzen seines Hauses arm war, aber er hatte in der letzten Zeit gehofft, daß der schöne, junge Mann ein reiches Mädchen heimführen und so den Unterschied zwischen ihm und seinem Bruder aufheben werde, und nun wollte es ein hartes Geschick, daß gerade er ein Mädchen lieben mußte, das selbst nichts besaß, und daher an eine Vermälung nicht zu denken war. Trotz dieser trüben Gedanken konnte sich der Fürst eines bewundernden Gefühls gegen das verständige Mädchen nicht erwehren, das so bestimmt die Hand seines Sohnes ausgeschlagen hatte. Zu der Bewunderung gesellte sich Neugierde, und er beschloß, sich noch am Tage seiner Ankunft der jungen Dame vorstellen zu lassen. Prinz Karl hoffte Alles von der Vermittlung seines Vaters, doch der Liebende irrte

sich; der Fürst war nicht gekommen, um zu vermitteln, sondern nur um seinen Sohn zu beruhigen und dem edlen Mädchen zu danken für ihr kluges Handeln. Als er Adrienne von seinem Sohne vorgestellt wurde, war er überrascht, sowohl von ihrer Schönheit, als ihrem ernsten, ruhigen Wesen, der verständig klaren Art, in der sie sprach, wie über die unbefangene Freundlichkeit, mit der sie den Prinzen behandelte. Graf Neunkirchen, welcher erfreut war, den Fürsten kennen gelernt zu haben, behielt ihn beim Diner.

Nach dem Speisen hatte der Fürst eine Unterredung von beinahe einer Stunde mit Adrienne. Offen und rückhaltlos sprach sie sich aus, entwickelte unverholen die Gründe, die sie veranlaßten, die Liebe des Prinzen zurückzuweisen. Mit herzlichen Worten dankte ihr der Fürst für ihr tactvolles Benehmen, und sagte ihr, daß er beabsichtige seinen Sohn zu einem anderen Regimente versetzen zu lassen, weil er glaube, daß eine Trennung den jungen Mann am besten von seinen Leiden heilen werde.

Adrienne reichte ihm erfreut die Hand und sagte: „Thun Sie das, die Trennung wird uns Beiden zuträglich sein."

Voll Sympathie und Bewunderung für Adrienne verließ der Fürst das Haus des Grafen. Er fühlte eine hohe Achtung vor diesem jungen charaktervollen Geschöpfe und bedauerte

aufrichtig, daß die Verhältnisse es nicht zuließen, sie als seine Schwiegertochter zu begrüßen.

Nach langem Zureden willigte der Prinz in die Abreise, aber nur unter der Bedingung, daß sein Vater noch einige Tage in der Nähe Adriennes bleibe, damit er durch ihn Nachricht von ihr erhalte. Der Fürst willigte ein und nach einigen Tagen reichte Adrienne dem Prinzen die Hand zum Abschied. „Vergessen Sie mich," sagte sie mit traurigem Lächeln, „ich verspreche Ihnen dafür Ihre Freundin zu bleiben, so lange ich lebe." Keines Wortes mächtig drückte der Prinz seine Lippen auf die dargereichte Hand und kehrte sich ab, um seine Thränen zu verbergen.

Wochen waren vergangen, der Fürst war ein täglicher Gast in dem Hause des Grafen Neunkirchen. Es war für ihn von größtem Interesse den Charakter Adriennes zu studiren. Ihr liebenswürdiges, gefälliges Wesen, sowie ihr Geist, ihr beinahe männlicher Verstand, ihr richtiges Urtheil in vielen Dingen, von denen andere Frauen kaum zu reden wagen, bestrickte ihn immer mehr. Er beobachtete sie in den kleinsten Dingen und fand sie in Allem maßvoll und edel. Sprach sie über ernste Gegenstände, so entfaltete sie einen Gedankenreichthum, der ihn geradezu

überraschte und der ihm noch bei keiner Frau vorgekommen war.

Ein wundervoller Sommerabend hatte die gräfliche Familie ihrer Gewohnheit gemäß im Garten versammelt. Nachdem man das Soupé genommen hatte, promenirte der Fürst an der Seite Adriennes durch die schönen Gänge des Gartens. Voll und hell sah der Mond durch die grünen Wipfel und Spaliere, und sein silberklares Licht machte es dem Fürsten möglich, die Züge seiner Begleiterin genau zu beobachten, während er mit ihr in einem ernsten Gespräche vertieft war.

„Welche herrliche Mondnacht," sagte er plötzlich, „die beim Sonnenlicht so profane Erde erhebt sich bei dem ungewissen Licht des Mondes zu einer idealen märchenhaften Schönheit. Und auch auf uns selbst ist der Eindruck ein gewaltiger. Alle Poesie, die in uns schlummert, wird wachgerufen, die Seele bekommt Flügel und erhebt sich in Sphären, wo nur die reine Schönheit waltet. Ich glaube, daß der gewöhnlichste Mensch sich dem Zauber nicht entziehen kann, der geistig begabte aber zum Dichter werden muß, und sei es auch nur auf Augenblicke."

Adrienne blickte verwundert zu dem Fürsten auf. Es kam ihr sonderbar vor, daß der gereifte Mann solcher jugendlichen Schwärmerei fähig war.

„Ich bin gegen die Schönheit einer mondbeglänzten Sommernacht nicht blind," erwiederte sie, „aber ich liebe sie nicht und lasse mich durch sie nicht beeinflußen. Das magisch Dämmerhafte ist mir sogar unangenehm, wie alles Zweifelhafte, Unklare, und die Begeisterung, die sie hervorruft, erscheint mir wie eine Lüge. — Angeregt durch das Wundervolle einer solchen Nacht träumt die Seele Dinge, die wir am Morgen belächeln.

Ebenso geht es mir mit den poetischen, genialen Menschen, die immer mehr in ihren Träumen, ihren Phantasien leben als in der Wirklichkeit. Was sie denken, was sie sprechen, ist gewiß oft eben so schön wie die Mondnacht, die sie bewundern — aber es hat keinen reellen Werth im Leben. Träume bleiben immer Träume und Phantasien, Phantasien."

„Ich staune über Sie, Comtesse. In Ihren Jahren ein so bestimmtes Zurückweisen all dieser träumerisch schönen Empfindungen, die die Jugend vergolden, ja sie eigentlich ausmachen, ist mir noch nie vorgekommen."

„Sie haben recht, daß es selten ist, aber ich bin froh, daß es so ist, meine Phantasie hat mir auch noch nie einen Streich gespielt. Sie werden mir kaum glauben, Fürst, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Winter selbst dem Frühlinge, für den doch alle Mädchen meines Alters schwärmen, und um so mehr dem Sommer vorziehe,

obwohl ich gestehen muß, daß die Jahreszeit, von der ich mich am meisten angezogen fühle, der Herbst ist.

„Ein sonnenheller Herbsttag mit seiner klaren reinen Luft, wo die Natur in ihrer vollen Reife ist, Alles maßvoll schön und doch schon leise an den Ernst des Winters mahnend, ist für mich das Sinnbild eines erfahrenen, verstandesreifen Menschen mit seinem ernsten, ruhigen Denken, der seinen Halt in sich selbst findet, eines großen festen Charakters, während mir die Schwüle des Sommers mit der verzehrenden Gluth heftiger Leidenschaften ähnlich scheint, die die Kraft der Seele aufreiben und uns gewöhnlich einem frühen Tode in die Arme führen."

Der Fürst sah seine Begleiterin an, als wolle er sich überzeugen, daß es wirklich ein junges Mädchen war, das zu ihm sprach. Staunen und Bewunderung nahmen ihm einen Augenblick die Sprache und ließen ihn stumm neben ihr hergehen. Der fünfzigjährige Mann fühlte sich klein und unbedeutend ihr gegenüber. —

Und Adrienne sprach so ruhig, ohne Eitelkeit, ohne den mindesten Schein, als wolle sie damit glänzen.

Ruhig schritten sie eine Zeitlang neben einander her. Hell beleuchtete der Mond ihr edles Gesicht, dessen Züge wohl geistig belebt, aber nicht im mindesten erregt schienen. Der Fürst

hatte schon öfter bemerkt, daß sie selbst bei Dingen, die, wie er wohl wußte, ihr innerstes Empfinden trafen, nie heftig, ja kaum erregt wurde, ihr eiserner Wille dämpfte jede Aufwallung ihres Blutes. So war es ihm auch möglich, mit diesem seltsamen Mädchen über Alles zu sprechen, ohne fürchten zu müssen, wie bei andern Frauen, ihre Nerven aufzuregen.

Ganz mit Adrienne beschäftigt, blickte der Fürst in Gedanken vertieft vor sich hin, und merkte erst nach einigen Minuten, daß es recht unartig war, so lange zu schweigen.

Nur um etwas zu sprechen sagte er: „Sie lieben wohl den Winter der Vergnügungen wegen, die er im Gefolge hat."

„Ich liebe den Winter," erwiederte Adrienne mit ihrer tiefen schönen Stimme, „weil er uns mehr an das Haus, an die Familie fesselt. Die rauschenden Vergnügungen, die er bringt, mache ich mit, weil ich glaube, es meinem Stande schuldig zu sein.

Jede Stellung bringt gewisse Pflichten mit sich, die wir erfüllen müssen, mögen sie uns noch so unangenehm sein. Doch die stillen häuslichen Freuden, die der Winter bietet, ziehe ich Allem vor. Wenn meine Zukunft glückbringend ist, so kann sie es nur sein in dem ruhigen Behagen eines vornehmen reichen Haushaltes. Wenn

draußen der Winter tobt und stürmt, mit einem Gatten, den ich achte, im traulichen Wohnzimmer am Kamin sitzen, im geistreichen Gespräch von ihm angeregt und ihn anregend, zu unseren Füßen ein paar schöne, wohlerzogene Kinder spielend, das wäre mein Glück. Ich habe keinen Sinn für jene hohlen Genüsse, von welchen sich die Menschen im tollen Wirbel durcheinander jagen lassen, und bei welchen das Vergnügen nur in der Einbildung liegt; dagegen sind mir die wahren Freuden des häuslichen Herdes, der Besitz einer geliebten Familie, der Inbegriff alles Glückes."

Entzückt lauschte der Fürst ihren Worten. Er hatte Adrienne geachtet von der ersten Stunde an, als er sie kennen lernte, aber je länger er mit ihr umging und sich ihm ihr innerstes Wesen erschloß, umsomehr fühlte er sich hingezogen zu dem hochbegabten Mädchen, das mit den Reizen der Jugend die Erfahrung des reifen Alters verband, und Gefühle regten sich in ihm, die schon seit Jahren tief in seiner Brust begraben lagen. — Seit dem Tode seiner Frau hatte er sich abgeschlossen von der ganzen Frauenwelt, seine Trauer um die Verstorbene war zu groß und erfüllte ihn zu vollständig, aber seit Wochen, seit er in die Seele Adriennes geblickt, erwachten in ihm wieder Wünsche, deren er sich nicht mehr für fähig hielt, die ihn überraschten

und beglückten. — Lange Jahre hatte sein Herz geschwiegen, aber um so lauter schlug es jetzt, schlug für das schöne interessante Wesen an seiner Seite.

Adrienne lehnte sich einen Moment an den starken Stamm eines Kastanienbaumes, ihr weißes Kleid hob sich scharf und deutlich von dem dunklen Grunde ab, und wie sie so dastand, vom Mondlicht umflossen, erschien sie noch schöner als sonst.

Mit bewundernden Blicken stand der Fürst vor ihr und ließ seine Augen langsam über die stolze Gestalt gleiten, dann beugte er ein Knie vor ihr und erfaßte ihre Hand, seine Lippen darauf drückend.

„Was machen Sie, Fürst?" frug Adrienne lächelnd.

„Ich bringe Ihrem hohen, edlen Geiste meine Huldigung dar, wie er es verdient. Ich habe noch nie ein Weib gekannt, das mich so zur Bewunderung, zur Achtung zwang wie Sie, und wenn ich mein Knie vor Ihnen beuge, so ist dies nur ein kleiner Beweis dafür, wie sehr ich Sie verehre."

„Ich danke Ihnen. Wenn mir an der Anerkennung der Menschen überhaupt gelegen wäre, so würde mich die Ihre besonders stolz machen, aber ich besitze wenig Eitelkeit, und was ich bin,

bin ich nur um meinetwegen und der Maßstab für mein Handeln ist allein meine Einsicht und mein Gewissen."

„Um so höher stehen Sie über allen Menschen," sagte der Fürst sich erhebend, „und besonders über allen Frauen, die doch größtentheils nur aus Eitelkeit oder Schwäche gut sind."

Adrienne den Arm bietend geleitete er sie zu ihrer Familie zurück. — — —

Als Frau von Lilien die Abreise des Prinzen erfuhr, fühlte sie sich in ihrer Rachelust getäuscht, besuchte jetzt Adrienne doppelt fleißig, um mindestens Gelegenheit zu finden, sich an ihr zu rächen für die Schmach, die ihr widerfahren.

Adrienne bewahrte gegen Alle, die das Haus ihres Vaters besuchten, eine gleichmäßige Freundlichkeit. Auch Frau von Lilien behandelte sie mit derselben Artigkeit, und so war es der kleinen Schlange leicht, ihr Opfer zu umschlingen.

Der in Liebesangelegenheiten scharfe Geist der verschmähten Frau, hatte schnell die Neigung des Fürsten für die Nebenbuhlerin bemerkt, dies steigerte noch den alten Groll, und schnell entschlossen benützte sie einen Moment, in welchem sie mit dem Fürsten allein war, um Adrienne zu verläumden. Die Liebe des Hofmeisters, so wie sein Selbstmord, das Benehmen Adriennes bei seinem Tode wurden ihm von der boshaften Frau auf eine Weise geschildert, daß der Fürst,

wenn sie recht hätte, sich vollkommen in dem Charakter Adriennes getäuscht haben müßte.

Ohne ihr zu glauben, war er doch beunruhigt, und als er Adrienne das nächste Mal ohne Zeugen sah, faßte er ihre Hand, und sie fest in der seinen haltend, sagte er: „Sie wissen, Comtesse, wie sehr ich Sie achte und wie innigen Antheil ich an Allem nehme, was Sie betrifft. Sie werden mir daher nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, mir eine Geschichte aufzuklären, die, wie ich hoffe, ganz entstellt zu meinen Ohren gekommen ist."

Verwundert sah ihn Adrienne an. „Was für eine Geschichte?" fragt sie.

„Man erzählte mir, ein junger Mann habe Sie geliebt und sich Ihretwegen das Leben genommen und dies nur in Folge des grausam koketten Spiels, das Sie mit ihm trieben."

Die Röthe des Unwillens färbte die Wangen Adriennes, dennoch erwiederte sie ruhig: „Ich verspreche Ihnen vollkommen Aufklärung zu geben, sobald Sie mir den Namen des Verleumders nennen. Nur unter dieser Bedingung werde ich mich vor Ihnen rechtfertigen."

„Es ist kein Verleumder. Die Verbrecherin ist die galante Frau von Lilien."

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Ich kann mich nicht besser rechtfertigen, als wenn ich

Ihnen das Tagebuch des jungen Mannes gebe, der sich wirklich aus Liebe zu mir das Leben nahm. Nach seinem Tode bemächtigte ich mich der Blätter, Sie werden aus denselben erfahren, wie wenig meine Grausamkeit und Koketterie an dem unglücklichen Ende des Armen schuld ist." Adrienne übergab dem Fürsten das Tagebuch Borchard's. Sie hätte sich selbst nie so glänzend rechtfertigen können, die Leidenschaft für sie sprach aus jeder Zeile des Buches, aber ebenso auch die unendliche Achtung, die grenzenlose Verehrung, die er für sie hatte.

Der Fürst war vollkommen befriedigt und gab Adrienne dankend die Blätter zurück.

Rührend war es, wie der Unglückliche das Benehmen Adriennes ihm gegenüber anerkannte, trotz der Qualen, die er dabei litt.

„Nun glauben Sie an mich?" frug sie und ein leiser verächtlicher Zug spielte um ihre Lippen.

Der Fürst fühlte sich beschämt. So schwach der Zweifel war, der ihn beschlich, so fühlte er doch, daß sie ihn nicht verdiente.

„Verzeihen Sie, Adrienne, wenn ich Sie beleidigte, ich wollte dies wahrlich nicht," sagte er sich entschuldigend.

Adrienne erwiederte nichts, sondern brachte mit der ihr eigenen Gewandtheit die Unterhaltung auf andere Dinge. Beinahe eine volle Stunde

war der Fürst noch bei ihr, aber während dieser ganzen Zeit verließ der Zug leichter Verachtung ihre Lippen nicht mehr. Der Fürst ging heute mit dem unangenehmen Gefühl von ihr, das man hat, wenn man voreilig und ungerecht einem Menschen, den man liebt und achtet, wehe gethan hat.

Der Zufall wollte, daß den nächsten Tag, als eben der Fürst bei Adrienne war, Frau von Lilien auf Besuch kam. Mit kalter Hoheit erhob sich Adrienne und ging der Dame einige Schritte entgegen.

„Gnädige Frau," sagte sie und ihr Auge ruhte durchbohrend auf der kleinen, koketten Dame, „ich möchte Sie fragen, mit welchem Rechte Sie sich anmaßen, über mein Thun und Lassen ein Urtheil zu fällen und mit diesem Urtheil meine Bekannten zu belästigen? Verläumdung ist immer ein häßliches Laster, wenn man aber das Haus der verläumdeten Person besucht und dort Gastfreundschaft genießt, so ist das die Gemeinheit auf ihrem Höhepunkt und dieser Gemeinheit haben Sie sich schuldig gemacht. Sie werden einsehen, daß mir Ihre Besuche unangenehm sind und bitte Sie daher dieselben einzustellen."

Stolz wandte sie ihr hierauf den Rücken und ließ die erschrockene Frau mitten im Salon stehen, gleich der überraschten Sünde; die bleichen Züge durch Zorn und Haß entstellt, das Auge

voll Wuth auf Adrienne gerichtet, doch nur einen Moment, dann rauschte sie zur Thür hinaus. Zu Hause angekommen bekam Frau von Lilien Krämpfe, sperrte sich drei Tage ein und ließ Niemanden zu sich.

Das „impertinente Benehmen" der „arroganten Person" hat sie derart aufgeregt, daß selbst ihr neuester Liebhaber einige Tage keine Gnade findet.

Die entschlossene Art, mit der Adrienne ihre Ehre vertheidigt hatte, kalt und ruhig, ohne jede Spur von Heftigkeit der Verläumderin gegenüber gestanden war, in ihrer Würde geradezu vernichtend, gab dem Fürsten einen neuen Beweis von der unbeugsamen Strenge ihres Charakters. Diesem Mädchen konnte auch ein Mann in seinen Jahren seinen Namen und seine Ehre anvertrauen. In ihrem starken, festen Sinn, der immer nur das Beste und das Klügste wollte, lag die Garantie für eine glückliche Ehe.

Der Fürst entschloß sich, um die Hand Adriennes anzuhalten. Er hielt sich überzeugt, daß sie die Liebe, die sie für seinen Sohn gefühlt, schon überwunden hatte, und selbst die jugendliche Schwärmerei des Prinzen, wie er die Liebe seines Sohnes nannte, hielt er für verflogen, da derselbe aus der neuen Garnison nur selten von sich hören ließ. Was Adrinne von einem Gatten forderte, war er im Stande zu bieten. Als Herrin seines

großen fürstlichen Hauses hatte sie jenen Wirkungskreis, den sie sich wünschte. Sein ungeheures Vermögen machte es ihm möglich, sie mit all dem Luxus zu umgeben, den sie verlangte und der ihrem ganzen vornehmen Wesen unentbehrlich schien. Und dann, — er liebte Adrienne, er hatte für sie jenes wahre, tiefe Gefühl, das zwar nichts von der Überschwänglichkeit der Jugend an sich hat, in welchem aber allein die Dauerhaftigkeit einer glücklichen Ehe liegt. Er hatte sich jene Frische des Gemüthes und des Geistes bewahrt, die es ihm möglich machte mit ganzem Herzen ein geliebtes Weib zu umfassen und trotz der Reife seines Mannesalters noch anbetend zu den Füßen einer Frau zu liegen. „Ich werde glücklich sein," sagte er zu sich selbst, „und ich werde sie glücklich machen. Ich verstehe die Größe ihres Geistes, sie soll nicht nur die Herrin meines Hauses, sie soll auch meine Herrin sein."

Der Fürst dachte nicht mehr an seine Abreise. Er miethete eine elegante Wohnung, ließ einen Theil seiner Dienerschaft kommen, seine Pferde und seine Equipagen.

Eines Morgens fuhr zu der gewöhnlichen Empfangsstunde des Grafen Neunkirchen der elegante Postzug des Fürsten vor das Haus desselben. Der Kutscher sowie die beiden Bedienten am Stehbrett in einfach dunkelblauer Livré, nur an dem Hute eine dünne Goldschnur. Der Staats-

wagen mit dem fürstlichen Wappen ebenfalls blau, von milchweißen Pferden gezogen. Alles trug den Stempel soliden Reichthums und einfach vornehmer Eleganz, wie ihn nur der feinste Geschmack hoch aristokratischer Familien zu zeigen pflegt. Der Fürst ließ den Grafen um eine Unterredung unter vier Augen bitten, die ihm augenblicklich gewährt wurde.

Eine halbe Stunde blieben die beiden Herren eingeschlossen in dem Cabinet des Grafen, dann sandte dieser seinen Kammerdiener zur Gräfin und ließ sie zu sich bitten. Als sie hörte, daß der Fürst um die Hand Adriennes bitte, athmete sie auf. Es überraschte sie nicht, sie hatte es erwartet. Seit Adrienne erwachsen war, war es ihr heißester Wunsch, sie zu verheiraten, das tugendstrenge Mädchen genirte sie ungemein. Freudig vereinte sie daher ihre Zustimmung mit der ihres Gatten. Im Grunde war es ihr ganz gleichgiltig, wer um die Hand ihrer Tochter anhielt, wenn diese nur aus dem Hause kam.

Dem General hingegen ging das Glück seines Kindes, seiner geliebten Adrienne über Alles. Er sagte dies auch dem Fürsten. Indem er ihn seiner Einwilligung versicherte, überließ er doch die Entscheidung seiner Tochter.

Ahnungslos saß Adrienne in ihrem Zimmer in eine Lectüre vertieft, als ihr der Fürst gemeldet wurde. Verwundert, daß er sie in ihrem

Zimmer aufsuche, stand sie auf und ging ihm einige Schritte entgegen.

„Sie erstaunen wohl, Comtesse," sagte der Fürst lächelnd, „mich zu dieser Stunde und in dieser feierlichen Toilette bei sich zu sehen, aber der nächste Augeblick soll über mein Glück entscheiden."

Mit einer leichten Handbewegung lud Adrienne den Fürsten ein Platz zu nehmen und ließ sich selbst ihm gegenüber in einen Fauteuil nieder.

„Der nächste Augenblick soll über Ihr Glück entscheiden? Bitte, erklären Sie sich."

„Von der Stunde an, da ich Sie kennen lernte, fühlte ich Sympathie für Sie, und dieses Gefühl steigerte sich im Verlauf unserer Bekanntschaft so sehr, daß ich es geradezu Liebe nennen muß. Ich biete Ihnen mein Herz und meine Hand."

Zum zweitenmale beugte der große stattliche Mann sein Knie vor dem jungen Mädchen, das wohl überrascht, doch ruhig auf den Mann zu ihren Füßen niedersah. Ihre Ruhe machte ihn befangen und nahm ihm sein gewöhnlich besonnenes Wesen. Ihre Hand fassend sagt er heftig, ja beinahe leidenschaftlich: „Hören Sie, Adrienne, ich liebe Sie, und mehr als das, ich bete Sie an, werden Sie meine Gattin. Ich bin älter als

Sie, doch ich werde den Unterschied der Jahre auszugleichen suchen durch die treueste aufopferndste Liebe, deren ein Mann nur fähig ist. Ihr Geist, Ihr Charakter, so wie Ihre Schönheit berechtigt Sie zu einer hervorragenden Stellung in der Gesellschaft, ich biete sie Ihnen an. An meiner Seite sollen Sie das Leben finden, dessen Sie zu Ihrem Glücke bedürfen. Sie werden unumschränkte Gebieterin über mein Haus, so wie über mich sein. Sagen Sie, Adrienne, daß Sie meine Gattin werden, daß Sie mich zu dem glücklichsten Menschen machen wollen." In banger Erwartung hafteten seine Augen an ihren Lippen.

Adrienne neigte einen Augenblick ernst das schöne Haupt, dann erwiederte sie in ihrem gewöhnlichen, ruhigen Ton: „Es wäre unklug, wollte ich gleich ein bindendes Wort aussprechen. Ihr Antrag hat mich eben so sehr überrascht als erfreut. Für heute danke ich Ihnen für die Auszeichnung, die für mich darin liegt, und bitte Sie mir zwei Tage Bedenkzeit zu geben, ehe ich mich entschließe. Bis dahin besuchen Sie mich nicht, dann jedoch kommen Sie, um meinen Entschluß zu hören."

Adrienne erhob sich, der Fürst folgte ihrem Beispiel. Beide standen einen Augenblick einander gegenüber. Der Fürst hielt noch ihre Hand und tauchte seinen Blick tief in ihr helles Auge. Sie

erwiederte den Blick und Jedes schien mit dem zufrieden, was es in dem Auge des Andern las.

„In dieser kleinen Hand" sagte der Fürst, ihre Fingerspitzen küssend, „liegt jetzt mein Glück."

Für den Fürsten vergehen die zwei Tage in der bangen Qual der Ungewißheit träge und langsam. Anders bei Adrienne, ihr werden sie beinahe zu kurz. Nicht daß sie mit ihrem Entschluß so schwer fertig werden könnte, schon am ersten Tage war sie entschlossen dem Fürsten ihre Hand zu reichen, aber bei ihr galt es noch einen schweren Kampf durchzukämpfen, und die Frist war kurz, die dem Ringen ihres Herzens gegönnt war.

Der Fürst hatte sich getäuscht als er glaubte, daß sie die Liebe zu seinem Sohne schon ganz überwunden habe. Sie hatte sie nur zurückgedrängt in die Tiefe ihrer Seele, und darum schien die Oberfläche ruhig und still, aber jetzt, da es galt sie ganz aus dem Herzen zu reißen, erwachte sie noch einmal in ihrer ganzen Heftigkeit.

Stundenlang lag sie auf der Ottomane, ihr Gesicht in die Kissen bergend, als wollte sie die Thränen, die über ihre bleichen Wangen floßen, vor sich selbst verbergen. Der Sturm, der ihr Innerstes zerwühlte, ließ den schönen Körper oft krampfhaft zusammenzucken in heftigstem Seelenschmerze. Wer sie gesehen hätte in ihrem Kampfe, wie sie die Hände rang in stummer Qual, der hätte in ihr die kalte, stolze Adrienne nicht mehr

erkannt. Aber es sah sie Niemand, sie hatte sich eingeschlossen, um mit ihrem Schmerz, mit ihrem Leid allein zu sein. Wie sie den Prinzen liebte, kam ihr erst heute ganz zum Bewußtsein. Das Weh, das ihre Brust durchzog, die heißen, glühenden Thränen, die sie um den Geliebten weinte, zeigten ihr, wie sehr, wie unendlich theuer er ihr war.

Die letzte Nacht saß sie noch in einem Fauteuil, sein Bild in der Hand. Sie weinte nicht mehr, die Thränen waren versiegt. Marmorbleich trockenen Auges blickte sie auf die Züge des geliebten Mannes, und als der Morgen graute, da war der Kampf beendigt, das Herz es hatte ausgerungen. Die kalte Hand des Verstandes legte sich auf die Wünsche ihres Herzens und machte sie verstummen.

Sie muß die Gattin des Fürsten werden, es wäre ein Verbrechen an ihrer Vernunft, den Antrag zurückzuweisen. Sie wird den Prinzen vergessen, weil sie ihn vergessen will. Sie kennt die Kraft ihres Willens und fürchtet sich nun vor der Zukunft nicht. Ihre kalten Lippen auf das Bild drückend, spricht sie leise aber fest. „Lebe wohl! Ich habe Dich geliebt, Gott weiß es, — es ist vorüber! Kein Gedanke an Dich darf ferner meine Ruhe stören. Mein Herz ist todt, von nun an lebe ich nur noch meiner Pflicht. Gott gebe, daß ich mit dem leeren, ausgestorbenen

Herzen meinem Gatten das sein kann, was er berechtigt ist von mir zu fordern." — Ruhig legt sie das Bild zur Seite und versucht es einige Stunden zu schlafen, was ihr auch gelingt.

Als der Fürst kommt, um die bang erwartete Antwort zu holen, findet er Adrienne ruhig, ja sogar heiter. Ihm freundlich die Hand reichend sagt sie: „Ich nehme Ihren Antrag an, aber ich habe einige Bedingungen."

„Nennen Sie dieselben, Adrienne, sie sind im voraus angenommen."

„Sie wissen wohl, daß ich kein Vermögen besitze?"

„Wie können Sie nur davon sprechen, Adrienne!"

„Ich spreche davon, weil sich meine Bedingungen auch darauf beziehen. — Das Leben, das ich jetzt geführt, war einfach in Verhältniß zu dem, das ich als Ihre Gattin führen werde. In Ihrem Hause werde ich mich an einen Luxus gewöhnen, der mir im Falle Ihres Todes zu entbehren schmerzlich wäre. Ich verlange daher, daß Sie mir für diesen Fall ein Einkommen sichern, welches es mir möglich macht, das glänzende Leben fortzuführen, das ich als Ihre Gattin und später als Ihre Witwe zu führen berechtigt bin."

Eine Weile blieb der Fürst stumm, dann

sagte er: „Sie haben Recht, ich muß Ihre Zukunft sichern Ich werde Ihnen eine Rente aussetzen, die es Ihnen ermöglicht, auch nach meinem Tode in jenem Luxus zu leben, der Ihnen gebührt. Sind Sie zufrieden?"

„Ja, ich danke Ihnen. Aber noch etwas! Sie wissen, daß ich Sie nicht liebe, ist Ihnen die freundschaftliche Neigung, die Hochachtung, die ich für Sie fühle, genug?"

Vollkommen, Adrienne. „In meinen Jahren bin ich nicht berechtigt, Liebe von einem jungen Mädchen zu verlangen. Ich werde mein Glück auch in Ihrer Achtung finden."

„Gut. Ich werde Ihnen eine treue aufmerksame Gattin sein, aber so wie ich Ihre Wünsche stets achten werde, so verlange ich auch, daß Sie die meinen berücksichtigen. — Ich werde nie Ihr willenloses Weib, nie ihre Sklavin sein. Ich will mit dem Manne in der Ehe auf gleicher Stufe stehen, dieselben Rechte haben wie er. — Sind Sie auch damit einverstanden?"

„Mit Allem, was Sie fordern," antwortete der Fürst. „Sie sind so klug, so vernünftig, und was Sie wünschen, wird immer nur recht und gut sein. Ich werde Ihren Willen zu jeder Zeit achten und ihn so weit es mir überhaupt möglich ist, erfüllen."

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das

Sie mir bezeugen und nenne mich von heute an ihre Verlobte!" Adrienne war aufgestanden und bot dem Fürsten mit einer anmuthigen Bewegung ihren Mund zum Kusse. Der Fürst schloß die die schöne Gestalt in seine Arme und mit einem glücklichen Lächeln sagte er: „Meine süße, stolze Braut, bald mein geliebtes Weib!" —

Die Verlobung des Fürsten mit der Comtesse Neunkirchen machte Aufsehen. Die Mädchen beneideten Adrienne um die „gute Partie", die Herren den Fürsten um das schöne Weib.

Wochen vergehen und noch immer zögerte der Fürst seinen Söhnen die Verlobung anzuzeigen, eine eigenthümliche Scheu hielt ihn davon ab.

Endlich schrieb er an seinen älteren Sohn und beauftragte ihn, den jüngern mit seinem Entschluß bekannt zu machen. In einigen Tagen schon anwortete Prinz Egon und beglückwünschte seinen Vater zu dem neuen Verhältnisse in das er trat, auch der schönen Stiefmutter seine Hochachtung zu melden, vergaß der Diplomat nicht. Prinz Karl schwieg.

Der Tag der Trauung war bereits festgesetzt, diesmal unterrichtete der Vater selbst seinen jüngeren Sohn in einem eigenhändigen Schreiben von dem nahen Ereigniß und lud ihn zur Hochzeit.

Ein wahnsinniger Schmerz hatte das Herz

des Prinzen erfaßt bei dieser Nachricht, die ihn wie ein Donnerschlag traf. Er hatte noch immer gehofft Adrienne sein zu nennen und nun war diese Hoffnung auf einmal vernichtet und durch seinen Vater! — Das sonderbare Verhältniß, in das er nun zu der Geliebten treten sollte, empörte ihn und rief in ihm die widerstreitendsten Empfindungen wach. Er schrieb an Adrienne einen Brief voll Vorwürfe, voll Liebe und voll Verzweiflung.

Der Fürst und Adrienne saßen eben zusammen, als der Diener ihr das Schreiben überbrachte. Ein leiser Schreck durchzitterte ihr Herz, doch auch der Fürst hatte mit einem schnellen Blick die Hand seines Sohnes erkannt. — „Dies Schreiben" sagte er, „ist von Karl. Geben Sie mir einen Beweis Ihres Vertrauens, Adrienne, indem Sie mich dasselbe lesen lassen."

„Das wäre ein Unrecht an dem Prinzen und ein Mißbrauch seines Vertrauens, aber ich werde den Brief ungelesen verbrennen." Ruhig erhob sie sich und warf den Brief in die Flammen des Kamins.

Uiberrascht und zugleich entzückt ergriff der Fürst ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen.

Immer näher rückte der Tag der Vermählung.

Der Fürst beschenkte seine Braut auf eine wahrhaft königliche Art. Das Schmuckkästchen Adriennes wurde zu klein, um die prachtvollen Diamanten mit den andern kostbaren Juwelen aufzunehmen, der Raum ihrer Garderobe zu beschränkt, um all die Stoffe zu bergen. Nur ein Pelz, der ersehnte fürstliche Schmuck eines jeden Weibes fehlte noch. Der Fürst kannte die Abneigung Adriennes, und doch konnte er die Lust nicht überwinden, sie damit zu beschenken.

Einmal als Adrienne, eben ein Wintercostüm probirte, brachte er das Gespräch darauf. „Sie glauben nicht, Adrienne, wie sehr es mich freuen würde, wenn Sie mir zu Liebe Ihre Grille ablegen würden. Es würde mir ein großes Vergnügen bereiten, gerade Ihre majestätische Figur in einem kostbaren Pelz zu sehen."

„Wenn Ihnen das wirklich so viel Vergnügen machen würde, dann werde ich Pelze tragen, aber nur im Hause. Ich weiß, daß ein Pelz die Schönheit jeder Frau bedeutend hebt. Ich mußte einmal, meinem Vater zu Liebe, eine Pelzjacke meiner Mama anziehen, und er fand mich darin so reizend und imposant, daß dies ein Grund mehr für mich war nie mehr ein solches Toilettenstück zu tragen, ich fand es unter meiner Würde, durch solche Mittel zu reizen.

Etwas anderes ist es meinem Gatten gegenüber, und in dem Hause, wo ich Herrin bin,

dort darf ich gebieterisch und den Augen meines Gatten sinnlich berauschend erscheinen. — Ich habe als Ihre Gattin die Pflicht Ihnen zu gefallen und werde mich daher mit Vergnügen nach Ihrem Geschmacke kleiden."

Der Fürst ist freudig überrascht von der Art, wie Adrienne ihre ehelichen Pflichten auffaßt. Mit jedem Tag scheint sie ihm reizender und kaum kann er die Stunde der Vereinigung erwarten, jeden Tag fühlt er als einen Verlust an seinem Glücke.

Am Tage der Hochzeit treffen beide Söhne ein.

Prinz Egon ist ganz das Ebenbild seines Vaters, eine große, stolze Erscheinung mit ernsten ruhigen Zügen. Von seinem Vater vorgestellt, küßt er achtungsvoll die Hand seiner zweiten Mutter und beglückwünscht sie mit feinem Anstand.

Adrienne hat nichts von der meist affectirten Schüchternheit gewöhnlicher Bräute an sich und offen blickt sie um sich, nur als ihr Vater ihr naht, da beugt sie das Knie vor ihm und die Hand des alten Herrn legt sich segnend auf das geliebte Haupt seines Kindes, während sich eine Thräne wehmüthigen Glückes aus seinen Augen stiehlt. Mühsam nur behält Prinz Karl seine Fassung. Einen Augenblick glaubt er das schöne myrthengeschmückte Weib sei seine Braut und nur

eine unheilvolle Verwechslung habe seinen Vater an ihre Seite gestellt, aber im nächsten Momente umfaßt seine Hand krampfhaft den Griff seines Säbels und es ist ihm, als müsse er sie ermorden, ehe sie das verhängnißvolle Wort ausspricht, doch all' die geputzten Herren und Damen, die den Salon füllen, bringen ihn wieder zum Bewußtsein, mechänisch steigt er in den Wagen, um der Trauung beizuwohnen.

Adrienne schien ihn nicht zu bemerken. Stolz und herrlich stand sie da in ihrer wunderbarer Schönheit strahlend. Mit ruhiger, sicherer Stimme sprach sie das „Ja", während der Unglückliche rückwärts an einer Säule gelehnt in stummem Schmerze verging.

Ein Gefühl des Hasses gegen seinen Vater bemächtigte sich seiner, sein Glück erschien ihm wie ein Raub an seinem Leben, wie ein erbarmungsloser Mord. Er hätte laut aufschreien mögen vor Weh und mußte ruhig zusehen, wie das heißgeliebte Mädchen, die Braut seines Herzens, das Weib seines Vaters wurde.

Die furchtbare Ironie dieses Augenblicks zermalmte ihn.

Als der feierliche Act vorüber war, drängte sich Alles um die junge Frau, um ihr die zum Theil herzlichen, zum Theil auch nur conventionellen Glückwünsche darzubringen, während

Adrienne mit der Majestät einer Königin, die die Huldigungen ihres Volkes empfängt, da stand.

Viele kannten die Liebe des Prinzen für Adrienne und warteten mit boshafter Neugierde auf den Moment, in welchem er die Geliebte als Mutter begrüßen werde. — Einige Blicke schienen ihn schon zu suchen, und als er aufsah, begegnete er dem Auge seines Vaters, das durchdringend auf ihm ruhte und ihn an die Pflicht der Artigkeit zu mahnen schien.

Wenn er kein Aergerniß geben wollte, so mußte er ihr einige freundliche Worte sagen. —

Mit der ganzen Kraft seiner Seele raffte er sich auf, doch als er ihr gegenüber stand und sie ihr Auge ruhig und klar auf ihn richtete, als ahne sie nichts von dem wilden Schmerz, der seine Brust zerriß, da verlor er allen Muth und nur stammelnd brachte er einige sinnlose Worte hervor.

Adrienne reichte ihm die Hand und sagte in dem gewöhnlichen leichten Ton, mit dem sie auch den Andern geantwortet hatte: „Ich danke Dir Karl für Deine Wünsche, ich werde gewiß glücklich sein."

Als der Fürst die Verwirrung seines Sohnes sah, biß er sich auf die Lippen, daß sie bluteten. Schnell flog sein Blick zu Adrienne, aber sie hatte keinen Augenblick ihre Unbefangenheit verloren. Beruhigt trat er zu ihr, um sie an den Wagen zu führen.

Als der Prinz in seinem Zimmer war um sich zur Tafel umzukleiden, da ließ er die mühsam festgehaltene Maske fallen und kalter Hohn verzehrte seine Züge. „Meine Mutter!“ sagte er mit verzweiflungsvollem Lachen. „Jetzt darf ich sie ja lieben, sie ist ja meine Mutter. O wie liebevoll mein Vater zwischen ihr und mir vermittelt hat! — Und sie, das kalte, kluge Weib, nahm die Vermittlung an. — Doch sie hat Recht! Was ist die Liebe eines treuen Herzens, die Aufopferung eines ganzen Lebens gegen die Diamanten einer Fürstenkrone. Ich durfte sie nicht besitzen, weil ich sie nicht erhalten konnte, ihre Liebe muß mit Gold, ihr Besitz mit Millionen aufgewogen werden. Ich hasse sie und ich liebe sie, ich fluche ihr und ich bete sie an. O möchte doch der Wahnsinn meinen Geist umnachten, damit ich vergesse, was ich an ihr verloren habe.“

Bei Tisch saß er ihr gegenüber, der junge unerfahrene Mann hatte Adrienne immer nur halb verstanden, sie war ihm stets ein schönes interessantes Räthsel. Daß sie groß und stark war, ahnte er mehr, als er wußte. Aber heute, heute fühlte er, daß nur zwei Dinge möglich seien: entweder sie hatte gar kein Herz und hatte ihn belogen, als sie ihm sagte, daß sie liebe, oder sie war die größte Meisterin in der Verstellungskunst. Er wußte eben nicht, welche Kräfte in ihrem sonderbaren Wesen lagen und welche unendliche Gewalt

sie über ihre Empfindungen hatte. Die Ruhe und Gleichmäßigkeit ihres Benehmens gegen ihn und Andere nahmen ihm jeden Glauben an ihre Liebe; hätte er in ihren Zügen nur den leisesten Schein von Kummer und Schmerz wahrnehmen können, es wäre für ihn ein Trost, eine Erleichterung gewesen, aber ihre kalte Heiterkeit drückte ihn vollends nieder.

Gleich nach der Hochzeitstafel brach das fürstliche Paar nach dem Schlosse des Fürsten auf.

Als Adrienne von Allen Abschied genommen, warf sie sich noch an die Brust ihres Vaters und der alte Herr schlang die Arme fest um sie. Ihr tief in das offene Auge blickend frug er sie mit einer Stimme, aus welcher ein leises Bangen sprach: „Wirst Du auch glücklich sein, Adrienne, mein geliebtes Kind?"

Adrienne hielt den forschenden Blick ihres Vaters aus und seine Hand fest in die ihre schließend, sagt sie leise doch in überzeugendem, bestimmtem Ton: „Ich werde es sein Vater, Du darfst meinethalben ohne Sorge sein, ich werde zufrieden und glücklich leben."

Der Graf drückte noch einen innigen Kuß auf die Lippen seiner Tochter, dann sprach er dem Fürsten die Hand reichend: „Sie nehmen mein Theuerstes mit sich. Machen Sie Adrienne glücklich, sie verdient Ihre ganze Liebe, Ihre ganze Achtung."

Seine Söhne hatten von dem Fürsten kurzen

Abschied genommen, Egon, um auf seinen amtlichen Posten zurückzukehren, Karl, um sich auf ein Pferd zu werfen und den Neuvermählten zu folgen.

Es war Nacht, als er im Schlosse ankam. Um seine Anwesenheit zu verbergen, erkletterte er die Mauer und schwang sich in den Park. Alles ruhte bereits in dem großen ungeheueren Gebäude, nur einige Fenster waren noch erleuchtet.

Genau bekannt mit allen Wegen irrte der Prinz um das Schloß herum, spähend, als suche er einen geeigneten Ort zum nächtlichen Einbruch, aber immer zog es ihn wieder zu den erleuchteten Fenstern, als könne er nur dort finden, was er suche. Ein wahnsinniger Gedanke durchblitzte sein Gehirn. — Wenn sie dort wäre? wenn er sie sehen könnte? Und er will sie sehen, er muß sie sehen nochmal in ihrer ganzen zauberhaften Jungfräulichkeit, ehe sie auf ewig für ihn verloren ist.

Mit selbstquälender, ungeduldiger Hast ersteigt er einen Baum, von welchem er gerade in die erleuchteten Fenster sehen kann. Ein leiser herzbrechender Schrei entringt sich seinen Lippen als er in das mit poetischem Luxus ausgestattete Gemach blickt, sein Auge haftet fest auf der Gestalt, die sinnberückend auf der Ottomane ruht, mit halbgeschlossenen Augen tiefem Sinnen hingegeben.

Ein Schlafrock von weißem Atlas, verschwen-

derisch mit zartem Schwanenpelz besetzt, fällt von ihr in reicher Schleppe auf die Erde nieder, und läßt, vorne offen, die prachtvolle Stickerei des Unterkleides sehen. Der Hals und ein Theil der Brust, deren Weiße mit dem Schnee des zarten Pelzes wetteifert, sind frei, und lassen die herrlichste Büste ahnen. Der Aermel, lang und weit, zeigt den schönen Arm, das seidene weiche Goldhaar rollt offen von ihren Schultern nieder, der Ausdruck ihres Antlitzes ist weich und träumerisch.

Krampfhaft umfaßt er den Baumstamm, sein Auge ruht mit verzehrender Gluth auf dem wunderbaren Weibe, das er mit der ganzen leidenschaftlichen Heftigkeit seines Alters liebt, während es im reizendsten, bräutlichen Schmucke den Gatten erwartet, der es besitzen soll, und dieser Gatte ist sein Vater, den er heute haßt und verflucht!

Wild greift er nach seinem Kopfe, als wolle er all die wahnsinnigen Gedanken herausschütteln, die in seinem Hirne rasen und sein Herz vergiften.

Leise sieht er die Thüre öffnen, den Fürst hereintreten und von den Reizen Adriennes geblendet stehen bleiben, er sieht sie ihm zulächeln, sieht ihn vor ihr niederstürzen und ihren kleinen Fuß mit Küssen bedecken. Aber er muß noch größere Qualen leiden. Er muß Zeuge sein, wie

sie ihre Arme um seine Schultern legt und ihm die Lippen reicht. Einen Augenblick scheint sich der glückliche Gatte festzusaugen, dann reißt er sich los und öffnet mit zitternden Händen die Spangen des Schlafrockes. Plötzlich hält er inne, als ahne er, daß sein Glück belauscht werde, er tritt zum Fenster und läßt die dunkeln schweren Vorhänge herab.

Ein lautes, höhnendes Lachen tönt aus dem Park, dann stürzt der Prinz zur Erde nieder und vergräbt sein Gesicht in wildem, wahnsinnigen Schmerz in den feuchten Sand des Bodens, Thränen der Wuth und der Verzweiflung weinend.

Wohl eine Stunde mag der Unglückliche so gelegen haben, ein Raub seiner Qual und seiner Leiden, dann rafft er sich auf und ohne einen Blick nach rückwärts flieht er mit der Angst eines Mörders, welcher fürchtet, verfolgt zu werden.

Jahre sind vergangen, was Adrienne als Mädchen gewünscht, hat sie als Frau erreicht. Glänzend, reich und elegant ist Alles, was sie umgibt. Sie ist die Herrin des großen Schlosses, die Gebieterin einer großen Anzahl von Dienern, ihr Gatte liebt sie noch ebenso wie an ihrem Hochzeitstage, ihr Wille herrscht unumschränkt, ihre Befehle werden von den Beamten und Die-

nern so gewissenhaft vollzogen, als gälte es die Gesetze einer Monarchie zu erfüllen. Selten nur verläßt sie die alte Burg, um so häufiger aber bekommt sie Besuch von ihren Bekannten aus der Residenz sowohl als von berühmten Gelehrten und Künstlern. Die junge Fürstin nimmt lebhaften Antheil an Allem, was die Welt bewegt, sei es auf dem Felde der Politik, der Kunst oder Literatur, der große Staatsmann, der Gelehrte, der Dichter, Alle finden Raum in ihrem großen Geiste, für die Werke des einen wie des andern hat sie Interesse, an allen großen Bestrebungen nimmt sie Antheil. Mit den bedeutendsten Männern der Zeit steht sie in Correspondenz, ihr Name ist bekannt als der einer geistreichen hochgebildeten Frau. Ihr Gatte bewundert sie und ist stolz auf sie.

Wenn sie ihm an den langen Winterabenden in dem mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestatteten Wohnzimmer gegenübersitzt, und ihr die reich mit Hermelin besetzte Sammtjacke das Aussehen einer Herrscherin gibt, wenn sie für ihn dann den reichen Schatz ihres Denkens eröffnet, da lauscht der glückliche Gatte entzückt den ernsten Worten, die von den schönen Lippen kommen.

So hatte sich ihr Alles erfüllt, ihr Traum war zur Wirklichkeit geworden, sie hatte klug und richtig gerechnet, — ob sie glücklich war?

Ihre Körperformen hatten an Rundung

zugenommen, sie schien größer, stattlicher und war jetzt ein vollendet schönes Weib. Wenn sie in dem dunklen, enganschließenden Jagdkleid auf ihrem prachtvollen Araber saß, die feurigen Bewegungen des schönen Thieres mit leichter Hand zügelnd, um in den ausgedehnten Forsten ihres Gatten zu jagen, konnte man sie für eine Wiedergeburt jener stolzen edlen Frauen aus dem Mittelalter halten, die den ritterlichen Gatten auf ihren Streifzügen begleiteten. Sie bot in ihrer Erscheinung ein Bild voll Kühnheit und Kraft, eine Frauengestalt, wie sie in unserer modernen nervösen Zeit immer seltener werden. Die Männer ihrer Bekanntschaft bewunderten sie, aber keiner wagte ihr mit jenen schalen Schmeicheleien, mit jenen beleidigenden Artigkeiten zu nahen, mit welchen man gewöhnlich das Ohr der schönen Aristokratin, der modernen Frau beleidigt.

So lange Adrienne unter Menschen ist, behalten ihre Züge den Ausdruck ruhigen, stillen Glückes, nur manchmal, wenn sie sich allein sieht, verfinstern sich ihre Mienen, da preßt sie krampfhaft die geballte Faust auf den wogenden Busen, als wollte sie etwas zum Schweigen bringen, das sich in den Tiefen ihrer Brust regt, und ihre Ruhe stören will. —

In solchen Augenblicken fühlt sie, daß es einen leeren Platz in ihrem Herzen gibt, und daß

dieser herbe Zug immer bleibender und gab ihm das interessante Aussehen eines in Kummer frühgereiften, hartgeprüften Menschen. — Prinz Karl kannte die Welt und hatte doch beinahe nichts von ihr genossen, dennoch war er weltmüde und ertrug das Leben nur wie eine Last. Er war noch jung, aber was sollte er genießen mit der ewig blutenden Wunde in der Brust?— Er trug seinen Schmerz still und resignirt; was konnte die Welt mehr von ihm fordern? Für ihre wüsten Freuden hatte er keinen Sinn, das frühe Unglück seines Lebens hatte ihn gereift, er sah die Menschen, wie sie waren, nicht wie sie schienen, und mit Eckel wandte er sich ab von der großen Horde Betrüger und Betrogener. Sein Dienst, ernste Studien und die Erinnerung an eine kurze schöne Vergangenheit füllten seine Zeit ganz und vollständig. Mitten unter seinen Kameraden fühlte er sich einsam, und wo er nur konnte, floh er ihre Gesellschaft, ihre schalen Vergnügungen.

Das für Oesterreich so verhängnißvolle Jahr 1866 kam, und mit ihm alle jene bangen Befürchtungen, welche ein bevorstehender Krieg in den Gemüthern hervorruft. Prinz Karl schrieb an seinen Vater: „Gott sei Dank, wir haben Krieg! Was die Anderen mit Furcht und Bangen erfüllt, der bevorstehende Feldzug, dem sehe ich mit erwartungsvoller Freude entgegen. Das

zwecklos, müssige Soldatenleben im Frieden fing mich schon an anzuekeln, und ich war nahe daran, einen entscheidenden Schritt zu thun, da kam die Kriegserklärung und ich jubelte. Aber auch hier scheint mich mein unseliges Geschick zu verfolgen. Mein Regiment wurde weder zur Süd-, noch zur Nordarmee abgerufen, sondern sollte hier in der Garnison unnütz liegen bleiben. Ich bat augenblicklich um Eintheilung in ein für den Feldzug bestimmtes Regiment, meiner Bitte die Drohung beifügend, den Dienst zu quittiren, wenn man mir nicht willfahre. Meine Bitte wurde gewährt. In einigen Tagen gehe ich zur Südarmee ab. Ich fühle mich als guten Oesterreicher, und doch ist es nicht das patriotische Gefühl, das mich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Gefahren des Krieges zieht. Ich kenne all das bittere Leid, welches die traurige Nachricht in tausend und tausend Familien wachgerufen, und doch bin ich egoistisch genug, die blutige Zeit jubelnd zu begrüßen, denn ich hoffe, daß sie mir Erlösung bringen wird von einem nutzlosen, leeren Dasein. Ich bin müde und erwarte sehnsüchtig den Tod. Ich kann dem Leben keinen Reiz abgewinnen und doch ekelt mich der Gedanke an Selbstmord an. Ich werde mir in der Schlacht einen rühmlichen Tod holen. O Du glaubst nicht, Vater, wie ich mich sehne nach dem Kugelregen, wie ich sterbend noch die

Hand des Feindes segnen werde, die die schwere Last des Daseins von mir genommen. Verzeih, daß ich Dir das Alles schreibe, aber ich möchte nicht, daß Du mich nach meinem Tode zu sehr beklagst. Grüße die Fürstin von mir und sage ihr, daß ich den Tod suche, und daß ich hoffe ihn zu finden, sie möge mir ein freundliches Andenken bewahren."

Als der Fürst den Brief gelesen, zerdrückte er mühsam eine Thräne und reichte ihn stumm seiner Gattin. Adrienne las und gab ihn dann ungeduldig dem Fürsten zurück.

„Der Junge ist krank," sagte dieser, „er wird sich toll in alle Gefahren stürzen und sein junges Leben preisgeben. Warum blickst Du so mißmuthig, Adrienne?"

„Weil es mich immer mit Unwillen erfüllt, wenn ich sehe, daß ein Mann — ein M a n n! — verzweifelt und jammert wie ein Weib! — Sich müssig hinzustellen im Leben und warten, bis Fortuna ihr Füllhorn über uns ausschüttet, da mag freilich Manchem die Zeit zu lange werden. Für die Gesundheit der Seele ist Thätigkeit so nothwendig wie Luft für die des Körpers."

„Ich glaube, Adrienne, Du bist ungerecht gegen Karl. Manchmal ist das Unglück doch stärker als wir. Ich weiß nicht, was das Herz meines Sohnes drückt, aber ich möchte ihn doch trösten, ihn bitten, sein Leben zu schonen.

Schreibe Du an ihn, Adrienne, Frauen verstehen es viel besser, ein krankes Gemüth zu beruhigen. Ich liebe Karl und würde seinen Verlust sehr schmerzlich empfinden."

„Gut, ich werde an ihn schreiben." Adrienne geht in ihr Zimmer und schreibt: „Du willst sterben, Karl, Du willst den Tod suchen? Gut, stirb für das Vaterland den Tod des Helden und ich werde Dir das freundliche Andenken, um das Du bittest, so lange ich lebe, treu bewahren, wenn Dir aber der Krieg nur ein Vorwand ist, das werthlose Leben von Dir zu werfen, dann ist dies eben so erbärmlich als der Selbstmord, vor dem Dir ekelt, und Du hast auch im Tode kein Recht auf meine Achtung, auf eine liebevolle Erinnerung. Dein Leben ist leer und unnütz! Warum hast Du Deinem Leben keinen Werth zu geben verstanden? Mit welchem Recht darfst Du Dich unglücklich fühlen? Weil Dir das Schicksal einen Wunsch versagte, wirfst Du das Leben hin wie eine lästige Bürde! Ist das edel? — Darfst Du unser Mitleid, unsere Theilnahme fordern? — Kämpfe mit dem Schicksal, laß es Deine Kraft fühlen, stelle Dich ihm entgegen, kühn Stirn gegen Stirn, und glaube mir, Du wirst endlich doch der Stärkere sein. Habe Muth zum Leben, übe Deine Kraft, sei stark und groß, damit ich an Dich glauben, Dich bewundern kann. Ich sage nicht, fliehe den Tod, aber ich sage, suche ihn

Hand des Feindes segnen werde, die die schwere Last des Daseins von mir genommen. Verzeih, daß ich Dir das Alles schreibe, aber ich möchte nicht, daß Du mich nach meinem Tode zu sehr beklagst. Grüße die Fürstin von mir und sage ihr, daß ich den Tod suche, und daß ich hoffe ihn zu finden, sie möge mir ein freundliches Andenken bewahren."

Als der Fürst den Brief gelesen, zerdrückte er mühsam eine Thräne und reichte ihn stumm seiner Gattin. Adrienne las und gab ihn dann ungeduldig dem Fürsten zurück.

„Der Junge ist krank," sagte dieser, „er wird sich toll in alle Gefahren stürzen und sein junges Leben preisgeben. Warum blickst Du so mißmuthig, Adrienne?"

„Weil es mich immer mit Unwillen erfüllt, wenn ich sehe, daß ein Mann — ein M a n n! — verzweifelt und jammert wie ein Weib! — Sich müssig hinzustellen im Leben und warten, bis Fortuna ihr Füllhorn über uns ausschüttet, da mag freilich Manchem die Zeit zu lange werden. Für die Gesundheit der Seele ist Thätigkeit so nothwendig wie Luft für die des Körpers."

„Ich glaube, Adrienne, Du bist ungerecht gegen Karl. Manchmal ist das Unglück doch stärker als wir. Ich weiß nicht, was das Herz meines Sohnes drückt, aber ich möchte ihn doch trösten, ihn bitten, sein Leben zu schonen.

Schreibe Du an ihn, Adrienne, Frauen verstehen es viel besser, ein krankes Gemüth zu beruhigen. Ich liebe Karl und würde seinen Verlust sehr schmerzlich empfinden."

„Gut, ich werde an ihn schreiben." Adrienne geht in ihr Zimmer und schreibt: „Du willst sterben, Karl, Du willst den Tod suchen? Gut, stirb für das Vaterland den Tod des Helden und ich werde Dir das freundliche Andenken, um das Du bittest, so lange ich lebe, treu bewahren, wenn Dir aber der Krieg nur ein Vorwand ist, das werthlose Leben von Dir zu werfen, dann ist dies eben so erbärmlich als der Selbstmord, vor dem Dir ekelt, und Du hast auch im Tode kein Recht auf meine Achtung, auf eine liebevolle Erinnerung. Dein Leben ist leer und unnütz! Warum hast Du Deinem Leben keinen Werth zu geben verstanden? Mit welchem Recht darfst Du Dich unglücklich fühlen? Weil Dir das Schicksal einen Wunsch versagte, wirfst Du das Leben hin wie eine lästige Bürde! Ist das edel? — Darfst Du unser Mitleid, unsere Theilnahme fordern? — Kämpfe mit dem Schicksal, laß es Deine Kraft fühlen, stelle Dich ihm entgegen, kühn Stirn gegen Stirn, und glaube mir, Du wirst endlich doch der Stärkere sein. Habe Muth zum Leben, übe Deine Kraft, sei stark und groß, damit ich an Dich glauben, Dich bewundern kann. Ich sage nicht, fliehe den Tod, aber ich sage, suche ihn

nicht. Kämpfe und stirb, wie es Dir als Soldat, als Krieger ziemt, sieh Deinen Tod als ein Opfer an, das Du dem Vaterlande bringst, nicht aber als das gewünschte Ende eines beklagenswerthen Lebens.

Und dann! was bist Du für ein Christ! was bist Du für ein Sohn! Mit welchem Rechte willst Du dem Geschicke vorgreifen und ein Leben enden, das vielleicht in der Zukunft noch Glück und Freuden bringt? Und hast Du denn an Deinen alten Vater, hast Du an mich gedacht? — Karl, Dein Vater weinte, als er Deinen Brief erhielt, Du bist sein jüngster, sein liebster Sohn, — wie willst Du — sage mir — wie willst Du die Thränen verantworten, die das Auge Deines Vaters weint, wie den Schmerz, den Dein Tod ihm bereiten wird? — Lebe Karl, ich bitte Dich darum, ich, Adrienne, Deine Mutter, lebe, damit Dich Dein Vater wieder sieht, damit ich Dich achten kann." —

Mit tausend Küssen bedeckte Karl das Schreiben Adriennes und wie einen Talisman trug er es auf dem Herzen. Der Gedanke, daß sie ihn erhalten wissen will, erhebt und begeistert ihn. — „Ich werde leben, weil sie es wünscht, mit ihrem Brief auf der Brust kann mir der Tod nicht nahen," sagt er zu sich selbst, und so groß ist der Einfluß Adriennes noch auf ihn, daß ihr Wunsch ihm Befehl wird, und er

sich vornimmt, den ersehnten Tod mindestens nicht aufzusuchen.

Die stete Unruhe, die tausend Plagen des Krieges ertrug er freudig. Die Gefahren, welchen er entgegenging waren, ihm eine angenehme Abwechslung in seinem bisher monotonen Leben.

Der Tag von Custozza kam, das Regiment des Prinzen nahm an der großen Cavallerie-Attaque bei Villa Franca Theil. Aufgeregt durch das Gewüh der Schlacht, den Pulver- und Blutgeruch sowie den Anblick der rings um ihn fallenden Kameraden, wagt sich der Prinz kühn an der Spitze seiner Eskadron mitten in den Kugelregen, glücklich sprengt er ein feindliches Quarré und erobert zwei italienische Geschütze. Da wird sein schönes Pferd unter ihm erschossen, das Thier stürzt so unglücklich, daß es seinen Herrn unter sich bringt, welcher sich nur mit größter Mühe herausarbeitet. Doch kaum steht er auf den Füßen, als er von den Bajonetten der fliehenden feindlichen Infanteristen neuerdings schwer verwundet zusammenbricht.

Mit banger Furcht nehmen der Fürst und Adrienne täglich die Zeitungen zur Hand, ängstlich die Verlustliste durchforschend. Schon hofft der besorgte Vater seinen Sohn allen Gefahren entronnen, als er ihn eines Tages unter den Schwerverwundeten liest. Schnell theilt er die Trauerbotschaft seiner Gemalin mit, und zugleich

den Wunsch, den Verwundeten in das Schloß zu schaffen, da er fest überzeugt war, daß ein geschickter Arzt und die sorgsame Pflege in dem Schooß der Familie ihn bald herstellen werden, während in der Uiberfüllung der Spitäler Tausende zu Grunde gehen in Folge mangelhafter Pflege.

Die Fürstin theilte vollkommen den Wunsch ihres Gatten, und noch denselben Tag reiste der Fürst ab, um seinen Sohn zu holen.

Eine bange Woche vergeht für Adrienne, ehe er wiederkehrt. Die ungeheure Vorsicht bei dem Transport des Kranken nimmt viele Tage in Anspruch, und erst nach achttägiger Abwesenheit trifft der Fürst mit Karl ein.

Als Adrienne die künstliche Tragbahre vom Wagen heben sah und darauf den bleichen schönen Kopf mit den großen dunklen Augen und dem resignirten Lächeln, da erfaßte sie ein namenloses Weh, und unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, während Todtenblässe ihr Gesicht bedeckte.

So mußte sie ihn wiedersehen! —

Aber nur einen Augenblick gab sie sich dem Schmerze hin, dann war sie wieder gefaßt und an der Bahre niederkniend drückte sie einen leisen, aber innigen Kuß auf die Stirne Karls.

Wie ein wonniger Schreck durchbebte es

den Körper des Verwundeten bei dieser süßen Berührung. Mit leuchtenden Augen blickte er auf zu der schönen Frauengestalt, die sich über ihn beugte, und deren Lippen ihn zum erstenmal berührten, so sanft, und doch so glühend heiß den alten Sturm beschwörend, den er so lange tief in seiner Seele barg. —

„Karl," sagte Adrienne herzlich, seine Hände fassend: „Gott sei Dank, daß wir Dich wieder haben! Leidest Du viel, mein armer, armer Freund?!"

„Wie sollte ich leiden, Adrienne, jetzt, wo ich Dich wiedersehe, wo Du an meiner Seite bist. Versprich mir, mich zu pflegen, und ich verspreche Dir dafür, bald, recht bald gesund zu werden."

„Ich will Dich pflegen," sagte Adrienne noch immer auf den Knien mit leisem innigen Ton; „wie eine Mutter ihr erstes liebstes Kind, aber Du mußt mir auch folgen, Karl, mir und dem Arzte, wie ein gutes, sanftes Kind."

„In Allem, in Allem," hauchte der Kranke noch, dann fiel sein Haupt ohnmächtig auf das Kissen zurück. Die Aufregung des Wiedersehens hatte seinen geschwächten Körper zu mächtig ergriffen, er verlor das Bewußtsein. Der Fürst kam mit dem eigens aus der Residenz herbeigeholten Arzt, und der Verwundete wurde in das bereit gehaltene Zimmer gebracht, wo er nach

einigem Bemühen des Arztes bald wieder die Augen öffnete. Er blickte um sich, und als er Adrienne nicht gewahrte, wandte er düster den Kopf ab und ließ sich gleichgiltig die schmerzhaften Untersuchungen des Arztes gefallen.

In Folge der Reise und der neuen energischen Behandlung des Arztes war die nächste Zeit für den armen jungen Mann reich an Schmerz und körperlichen Qualen. Ein heftiges Wundfieber hatte sich eingestellt und tagelang lag der Prinz besinnungslos. Adrienne verläßt fast nie sein Schmerzenslager. Ihre weiche, sanfte Hand ruht oft auf der Stirn des Kranken, und mitten in seinen wilden Phantasien bricht er ab, und wird ruhiger, wenn er ihre leise Berührung fühlt. Selbst auf den Bewußtlosen übt sie ihre Gewalt, auch der zerstörte Geist kann sich ihrem Einfluß nicht entziehen. Aber Adrienne fühlt auch jeden Schmerz mit ihm.

Wenn sich Knochensplitter aus den Wunden lösen, und die Lippen des Verwundeten krampfhaft zucken, da schlingt sie die Arme am zärtlichsten um ihn, und streichelt ihm die eingefallenen fieberrothen Wangen, während sich ihre Brust heftig hebt und senkt in bangem Weh des Mitgefühls. Ja, Adrienne hatte Recht, eine Mutter hätte nicht mehr leiden können an dem Lager ihres kranken Kindes, als sie litt, wenn in leisem Schmerzenswimmern seine Lippen zit-

terten. Und war sie denn nicht seine Mutter! Durfte sie denn nicht mit ihm fühlen, mit ihm leiden! O ja, sie durfte es, er war ihr Sohn, und sie hatte jetzt ein Recht ihn zu lieben. Aber liebte sie ihn denn auch mit der Liebe einer Mutter? Wer konnte in die geheimnißvollen Tiefen ihrer Seele blicken.

Adrienne schwelgte in dem Gedanken, den Mann nun als Sohn zu besitzen, dem sie als Gatten entsagen mußte, und mit der ganzen Innigkeit ihres Wesens hauchte sie oft heiße Küsse auf seinen bleichen Mund, welcher sinnlose Worte des Deliriums murmelte. Adrienne, das starke, charaktervolle Weib, durfte dies wagen, sie durfte sich dieser Liebe hingeben, so lange sie bei dem Kranken, bei dem bewußtlos Daliegenden nicht Hoffnungen erweckte. Sie fühlte es als kein Unrecht gegen ihren Gatten, denn sie wußte, daß sie ihre Pflicht nie verletzen, ihre Ehre nie beflecken würde.

So gab sie sich denn diesem kurzen, wehmüthigen Glück hin, bis das Bewußtsein des Prinzen wiederkehrte und sie ihm nur noch die liebevolle Stiefmutter zeigen durfte.

Stundenlang saß sie jetzt bei ihm, in ihrer alten Unbefangenheit mit ihm plaudernd und willig allen seinen kleinen Wünschen willfahrend.

Karl schwelgte trotz seiner körperlichen Leiden in einem nie geahnten süßen Glück. Die

erste Zeit, als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, kam es über ihn wie stiller, seliger Frieden, er hätte ewig so daliegen mögen, krank und schwach, mit der schönen Pflegerin an der Seite, er wünschte nichts, und hoffte nichts, er genoß die Gegenwart wie einen holden Traum. Die unbefangene Herzlichkeit seiner geliebten Stiefmutter legte sich wie Balsam auf sein wundes Gemüth und machte ihm das Leid der Vergangenheit vergessen.

Ach, so lieb und gut war Adrienne nun mit ihm! Er durfte jetzt ihre Hand in der seinen halten, er durfte diese kleinen zarten Finger nach Herzenslust küssen, sie wurde nicht böse, sie lächelte mild und freundlich und strich ihm die schönen dunklen Locken aus der Stirn, liebevoll nach seinem Befinden fragend. — O was war ihm die Bitterkeit vergangener Jahre gegen die Seligkeit solcher Augenblicke!

Es war ein milder, lauer Sommerabend, der Fürst spielte mit dem Arzte im Salon Schach, Adrienne ließ die Herren allein, um ihren Kranken zu besuchen. Im Zimmer herrschte schon leichte Dämmerung, als sie eintrat. Karl schlummerte, um ihn nicht zu stören, nahm sie leise einen Stuhl und setzte sich ans offene Fenster, dort saß sie lange sinnend. Immer dunkler wurde es im Gemach, bis sich der Mond ganz und voll hinter den Bergen herauf hob und mit sei-

nem magischen Lichte das Zimmer erhellte. Adrienne lehnte sich in den Stuhl zurück und betrachtete den Prinzen, der von dem Silberglanz beleuchtet da lag, da schien ihr, als ob ein leises Wimmern seine Lippen bewegte, und als sie aufstand, und vorsichtig an das Bett trat, stöhnte der Kranke auf, und Thränen rannen ihm durch die geschlossenen Lider. Bewegt kniete sie nieder und streichelte seine Hand, als wollte sie den bösen Traum von seiner Seele nehmen.

Er war in dem fahlen Licht des Mondes so furchtbar bleich, seine Züge drückten Schmerz und Verzweiflung aus. Erschreckt küßte sie ihm die Thränen von den eingefallenen Wangen, und doch wagte sie nicht ihn zu wecken, denn plötzlich verklärte ein schmerzlich süßes Lächeln sein Gesicht. „Ach, Adrienne, wie bist Du schön!" klang es leise von seinen Lippen. „Könnte ich Dich doch immer so sehen!" —

„Wie, Karl?" frug Adrienne unwillkürlich.

Der Schlafende öffnete die Augen, und noch traumbefangen sagte er: „In dem weißen Schlafrock mit dem duftigen Schwanenpelz."

Adrienne war aufgestanden und sah ihn jetzt verwundert an.

„Wie kommst Du darauf?"

Karl war vollständig erwacht und verstand nun, daß er sich im Traum verrathen habe.

Er hatte von jener unseligen Nacht geträumt, in welcher er sie in ihrem Brautgemach belauscht hatte, und erröthend faßte er nach ihrer Hand.

„Verzeih, Adrienne," sagte er, „ich träumte, Du hättest einen weißen Schlafrock mit Schwanenpelz, in welchen Du wunderbar reizend warst. Ich war so glücklich, Dich so schön zu sehen."

„Ich habe wirklich einen solchen Schlafrock, und wenn es Dir Freude macht, will ich ihn anziehen."

„O wie soll ich Dir danken, Du bist so gut."

Adrienne verläßt ihn, und kehrt nach einigen Minuten wieder, in das weiße duftende, bis auf den Boden fließende Gewand wie in eine Wolke eingehüllt; die Augen des Prinzen glühten, als er sie sah.

„Willst Du recht gnädig sein, Adrienne?" frug er.

„Was willst Du noch, Du Unzufriedener?"

„Erlaube, daß ich Dir das Haar auflöse?"

Die schöne Frau lächelte und setzte sich auf den Rand des Bettes. Mit vor Seligkeit zitternden Händen löst er die prachtvollen Flechten.

Umfluthet von den reichen Wellen ihres goldenen Haares in dem keuschen Licht des Mondes ist sie von feenhafter Schönheit, gleich

Schneeflocken liegt der weiche Flaum des zarten, weißen Pelzwerkes um ihre Hüfte.

Sie spricht und plaudert mit ihm, aber er hört sie nur halb, sein Herz droht still zu stehen vor Glück.

Ein Gefühl wie Andacht erfaßt ihn, es ist ihm, als müsse er hinknien und dieses wunderbare Weib anbeten wie eine Gottheit. Er wühlt in den seidenweichen Haaren und zieht sie an seine Lippen, sie duldet es und lächelt dazu wie zu dem Spiel eines Kindes.

Von diesem Abend an trug Adrienne immer nur den weißen Schwanenschlafrock.

Monate waren vergangen, die Gefahr für den Kranken schien vorüber. Der Arzt gestattete ihm das Bett zu verlassen und auf die Schulter seiner Mutter gestützt wagte er die ersten Schritte. Adrienne schlang den kräftigen Arm fest um ihn und führte ihn vorsichtig und behutsam durch das Zimmer.

Der anwesende Arzt bewunderte das interessante Bild, das diese beiden Menschen boten. Die große edle Männergestalt mit dem todesbleichen Antlitz und das junge, blühend schöne Weib, dessen schlanker Leib dem Genesenden als Stütze diente.

Die Fürstin blickte froh und heiter, denn sie wußte, daß ihre Pflege den Armen so weit ge-

bracht hatte, während aus seinen Augen unverholen das reine stille Glück der Liebe leuchtete.

Dem klugen, erfahrenen Arzt konnte das Gefühl, das diese Beiden zu einander zog, kein Räthsel bleiben, und im Innersten beklagte er das schöne Paar, das für einander geschaffen schien und sich für ewig verloren hatte.

In einigen Tagen durfte der Prinz schon in den Park hinunter, wo er nun täglich einige Stunden verbrachte. Der Sommer ging zwar schon zu Ende, aber es war noch immer schön und warm, und da Adrienne sich ungemein gern im Freien bewegte und sich bei schönem Wetter immer im Park aufhielt, so zog sich das ganze Haus dorthin, wo seine stolze Herrin weilte.

Die Genesung des Prinzen schritt jetzt rasch vorwärts, in einigen Wochen schon bedurfte er keiner Stützen mehr und konnte sich frei bewegen. Aber so wie sein Aussehen täglich besser und kräftiger wurde, verlor sich seine frühere Heiterkeit und machte einer wehmüthigen Melancholie Platz. Adrienne hatte ihr Benehmen gegen ihn verändert und das quälte ihn.

So wie die Farbe der Gesundheit wieder auf seinen Wangen erschien, verlor sie ihr liebevolles, beinahe an Zärtlichkeit gränzendes Wesen, und trotz der Unbefangenheit, die sie zur Schau trag, fühlte der junge Mann doch, daß sie ihr

Innerstes wieder kalt und stolz vor ihm verschlossen hatte.

Einmal frug er sie: „Adrienne, bist Du böse?"

„Nein," sagte sie ruhig.

„Aber Du bist nicht mehr so gütig gegen mich wie früher, Du hast mich so liebevoll gepflegt, als wäre ich wirklich Dein Kind."

„Du bist auch jetzt kein krankes Kind mehr, sondern ein gesunder Mann, der die Zärtlichkeiten einer Mutter wohl entbehren kann."

„Adrienne, Du bist hart."

„Nein, Karl, ich bin nur, was ich sein muß."

„Und mußt Du mir denn wehe thun?"

„Ich will Dir gewiß nicht wehe thun. Du bist nur von einer zu großen Empfindlichkeit, die allein Schuld daran ist, wenn Du leidest."

„Adrienne!"

„Laß das, Karl! Trachte gesund zu werden, damit Du mit Kraft und Bewußtsein ein neues thätiges Leben beginnen kannst. — Versprich mir das!" Sie hielt ihm die Hand hin, aber er zögerte sie zu nehmen.

„Soll ich mehr versprechen, als ich zu halten fähig?" sagte er, den Blick senkend.

„Siehst Du, Karl, jetzt thust Du mir weh. So wenig Selbstvertrauen bei einem Manne, der

— der mein Sohn ist und auf den stolz zu sein mein Ehrgeiz ist, schmerzt mich. Versuche es stark zu sein; zeige mir wenigstens, daß Du den Willen hast, es zu sein."

„Ich will thun, was ich kann, aber was über meine Kräfte geht ist eben unmöglich" — sagt er traurig, die dargereichte Hand ergreifend.

Ein Schatten zieht über die Züge der Fürstin, sie spricht diesen Abend kaum mehr zu ihm, sein Auge aber ruht mit trockener, heißer Gluth auf ihr.

So lange er krank an das Bett gefesselt war, war sein Gefühl für sie mehr ein entsagendes, weiches, sanftes, aber mit der Kraft der Gesundheit erwachte in ihm das Verlangen nach ihrem Besitz. Die Ruhe und Kälte, die Adrienne dem Sturme, den sie in ihm ahnte, entgegenstellte, trieb nur die Wogen der Leidenschaft um so höher.

Liebte er sie vor Jahren mit der ganzen schwärmerischen Sentimentalität der Jugend, so liebte er sie heute mit der vollen Kraft des Mannes, der das Weib seiner Liebe besitzen will. Adrienne war in ihrer Ueppigkeit blendend, berauschend, wenn er sie ansah, erbebte sein Herz in süßem wollüstigen Schauer, und dies Gefühl steigerte sich mit jedem Tag, je mehr sie sich zurückzog, je kälter sie schien. Alles war ihm werthlos außer ihr, er konnte, er wollte nicht

widerstehen und gab sich ganz dem Spiel der aufgeregten Sinne hin. Adrienne schien oft seine Gedanken zu errathen und strafte ihn mit einem ernsten finstern Blick, aber er zitterte nicht mehr davor, er war kein Knabe mehr und wußte nur zu gut, daß dieses prachtvolle Weib auch ihn liebe und daß nur ihr starker mächtiger Charakter, ihr maßloser Stolz, ihr strenger, harter Tugendsinn den Kampf bestehe, der auch in ihrer Seele tobte, und den er schon lange aufgegeben hatte.

Ja, Adrienne liebte ihn mehr als je. Sie hatte ihn aufgegeben, sie hatte ihn verstoßen und diese Härte rächte sich nun furchtbar an ihr. Das Bild Karls war durch die Jahre in ihrer Erinnerung erblaßt, sie dachte kaum mehr an ihn, als ihn ein unseliges Geschick wieder in ihr Haus brachte und die erstorbene Leidenschaft neu anfachte und ihr wohlberechnetes Glück, ihre theuer erkaufte Ruhe zu zerstören drohte. Der Prinz täuschte sich nicht, wenn er in Adriennes Brust dieselben Qualen ahnte die seine Kraft verzehrten, aber er täuschte sich, wenn er hoffte, dieses Weib mit dem eisernen, unbeugsamen Sinn jemals wanken zu sehen.

Adrienne wußte, daß eine Katastrophe kommen werde, sie sah sie in den fieberhaft unruhigen Augen des Prinzen, sie fühlte sie in ihrem eigenen bedrückten Gemüth — aber sie war gewappnet und erwartete sie mit Ruhe, sie mußte Klärung

bringen in die schwüle Luft, die sie jetzt Beide athmeten.

Es war einer jener Tage, wie sie Adrienne so sehr liebte. Der Himmel klar und rein, die Luft noch lau und warm, aber in der ganzen Natur schon ein eigenthümlicher Ernst, welcher den Herbst charakterisirt.

Der Fürst und der Arzt waren auf die Jagd gefahren, Adrienne saß allein in einem Pavillon im Park mit einer Stickerei beschäftigt. Bald ließ sie die Arbeit sinken und schaute mit trübem Blick in die herrliche Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete, aber ihr Auge sah so starr, so ausdruckslos, sie sah die Schönheit in der Natur nicht, ihr Blick war nach innen gewendet, auf die offene Wunde in ihrer Brust. Sie saß am Fenster mit dem Rücken gegen die Thür, den Kopf müde in die Lehne des Fauteuils gesunken; so saß sie lange todt für die Außenwelt, da vernahm sie hinter sich einen Seufzer und sich umwendend sah sie den Prinzen.

„Ich dachte Du schläfst?" sagt sie etwas unwillig über die Störung.

„Glaubst Du denn, daß ich überhaupt noch schlafen kann?"

Adrienne gab ihm keine Antwort. Wenn sie allein waren, mengte sich jetzt immer etwas wie Bitterkeit und Groll in ihre Unterhaltung. Adrienne that dies weh, sie schwieg lieber.

„Darf ich hier bleiben?“ frug er.

„Wie Du willst,“ gab sie zurück, ohne ihn anzusehen.

„Du hassest mich wohl, Adrienne?“

„Noch nicht.“

„Aber Du könntest es?“

„Wenn Du meinen Frieden störst, ja.“

„Was nennst Du Deinen Frieden stören?“

Sie blickte ihn fest an: „Hab ich nöthig Dir das zu sagen?“

„Nein, wahrhaftig nicht! Ich kenne das nur zu gut, was Du Deinen Frieden nennst, das beschränkte, philisterhafte Glück. Für alle Welt die tugendhafte Frau zu gelten, das ist Dein Ideal! Dafür opferst Du das Leben, die Seligkeit Anderer grausam, erbarmungslos.“

„Du hast recht, ich will tugendhaft bleiben um jeden Preis.“

„Und doch bist Du es nicht!“ —

„Karl!“ rief Adrienne, ihn mit empörten Blicken messend, aber er hielt den Blick aus und wiederholte langsam und bestimmt:

„Du bist es nicht, denn Du liebst mich!“

Flammende Röthe bedeckte ihre Wangen, dann wurde sie leichenblaß und ließ den stolzen Kopf auf die Brust sinken.

Mit triumphirenden Blicken stand der Prinz

vor ihr, um die Lippen ein grausam höhnendes Lächeln.

„Leugne, Adrienne, leugne, wenn Du kannst!“ rief er frohlockend, „sage, daß es nicht wahr ist, sage, daß ich mich täusche, daß das Zittern Deiner Hände, die Blässe Deiner Wangen Zufall ist!“

Er war vor ihr niedergekniet und hielt ihre bebenden Hände fest. Sie sah ihn an, traurig, ernst. „Nein, Karl,“ sagte sie „es ist kein Zufall, ja ich liebe Dich. Du siehst, ich bin zu stolz, um zu lügen.“

Jauchzend schlang er jetzt die Arme um sie und zog sie an seine Brust.

„Wenn Du mich liebst, so sei mein, gehöre mir an! Ich habe ein Recht Dich zu besitzen, denn ich habe für Dich gelitten Jahre lang, eine qualvolle Ewigkeit. Mache das Unrecht gut, das Du mir zugefügt, flieh mit mir, mein Leben, meine Zukunft leg ich Dir zu Füßen, werde mein Weib, meine Herrin, ich will Dein willenloser Sklave sein, nur sei mein — mein! —“

In wilder Roserei bedeckte er ihr Gesicht, ihren Nacken mit Küssen, aber sein Feuer kann die bleiche Marmorstatue nicht beleben, seine Leidenschaft prallt ab an dem kalten, schönen Busen, der sich gleichmäßig hebt und senkt.

„Nie,“ sagte sie ruhig, „Du forderst ein Verbrechen von mir!“

„Und hast Du kein Verbrechen gegen mich begangen?“ frug er heftig. „Du bist grausam! Du bist herzlos! Du siehst, daß Du mir Alles bist, daß mein Leben an Dir hängt, und für meine heißen Bitten, für das Flehen meiner verzweiflungsvollen Seele hast Du nur ein kaltes „Nein.“ Sei einmal Weib, Adrienne, sei weich und mild, steh mir nicht ewig unnahbar und streng gegenüber, mit Deiner Ruhe, die mich zum Wahnsinn treibt!“

„Weißt Du denn, Karl, was Du von mir verlangst? Weil ich schwach genug bin Dich zu lieben, soll ich meine Stellung aufgeben, um mit Dir ein abenteuerliches Leben zu führen, ich soll den Fluch der Lächerlichkeit auf meinen edlen Gatten werfen, Schmach und Schande auf das in Ehren weiß gewordene Haar meines Vaters, ich soll vor mir selbst erröthen müssen, das forderst Du von mir! Nein, nie! Meine Ehre, mein Gewissen geht mir über Alles. Mag mein Herz in Stücke fallen, meine Zukunft leer und trostlos sein, den Weg, den ich mir vorgezeichnet, werde ich gehen, und wenn Deine Liebe noch so verlockend winkt, ich bleibe fest.“ —

Der Prinz ließ ihre Hand fahren und sah sie mit einem Blick an voll Haß und Liebe, voll Bewunderung und tiefem Schmerz.

„Du bleibst fest,“ sagte er, „gut, so höre jetzt mich an! Ehe Du mich wieder zurückstößt wie damals, ehe ich wieder dulde und leide, wie ich

damals gedultet und gelitten habe, ehe ich mich von der Leere meines Daseins langsam tödten lasse, eher nehme ich mir selbst das Leben und sterbe zu Deinen Füßen — der Gedanke, daß Dein Auge auf mir ruht, während die Schatten des Todes mich umwehen, wird mir das Sterben leicht, ja süß machen."

Adrienne sah ihn eine Weile an, tief, durchdringend. Sie war ruhig und kalt wie der hoffnungslose Schmerz, ihr Auge blickte thränenlos, nur ein leises Beben lief durch ihren Körper.

„Du kannst nicht ohne mich leben?" frug sie und ihre Stimme klang heiser.

„Ich kann nicht."

„Gut, dann stirb."

„Adrienne!"

„Stirb," wiederholte sie bestimmt, „aber stirb nicht den Tod des Selbstmordes, opfere Dein Leben der Menschheit."

„Wie kann ich das?" frug er und ließ den bleichen Kopf müde auf die Brust sinken.

„Du weißt, daß jetzt in England eine Expedition in das Innere von Afrika ausgerüstet wird, schließe Dich ihr an, verwerthe Dein Leben im Dienste der Wissenschaft, mache Deinen Tod nutzbringend für sie, für Dein Vaterland, für die Welt."

„Ich will thun, wie Du befiehlst," sagte er

tonlos, „und bitte Dich nur, den Fürsten von meinem Vorhaben zu unterrichten.“

So verläßt er sie, im Innersten gebrochen, zerstört und hoffnungslos.

Adrienne sieht ihm lange nach. Sein Gang, der schon leicht und elastisch war, scheint wieder müde und schleppend, als ziehe ihn die Last des Unglücks zu Boden.

Die Sonne war schon längst hinter den Bergen hinunter und Adrienne saß noch immer regungslos in's Leere starrend. Keine Thräne erleichterte die bedrückte Brust, kein Seufzer drang durch die festgeschlossenen Lippen. Wie mit den Andern, so war sie auch mit sich selbst, erbarmungslos und litt in grenzenloser stummer Qual. Selbst in der Einsamkeit erlaubte sich das stolze Weib keine Thräne, keine Klage, die Oberfläche blieb still und klar, obgleich der Schmerz ihre Seele zerriß, und sie zu Gott hätte aufschreien mögen: „Wozu hast Du mich erschaffen, Allgütiger!“

Der Fürst gab, von seiner Gattin unterrichtet, nur ungern seine Zustimmung zu dem Plane seines Sohnes. Obwohl er den wirklichen Grund nicht ahnte, so sah das Ganze doch zu sehr einem verzweiflungsvollen Entschluße ähnlich, als daß er nicht um die Zukunft des kaum Genesenen besorgt

sein sollte. Er theilte seine Befürchtungen Adrienne mit, aber die kluge Frau wußte ihren Gatten bald zu beruhigen, und da sie es gut hieß, willigte auch er endlich ein.

Mit traurigem Lächeln sah der Prinz, wie das geliebte Weib Alles zu seiner Abreise rüstete. Sie war jetzt wieder mild und freundlich gegen ihn, aber jedes sanfte Wort fiel wie ein Gifttropfen in seine wunde Brust. Sie liebte ihn und sandte ihn in den gewissen Tod; in ihrem tugendhaften Egoismus schien sie ihm grausamer als die leichtsinnigste, frivolste Kokette, die ihrem Liebhaber lachend die Pistole in die Hand gibt.

Der Tag der Abreise war da, früh Morgens sollte er fort. Er nahm heute noch von Allen Abschied, um sie so frühzeitig nicht zu wecken. Der Fürst umarmte ihn herzlich, aber er erwiederte diese Herzlichkeit nicht, er wand sich los aus seinen Armen, es war ihm unheimlich an der Brust seines Vaters. Adrienne reichte ihm nur stumm die Hand, und diese Hand zitterte nicht, aber sie war kalt wie Eis. — Fröstelnd ließ er auch sie fahren und wandte sich mit einigen nichtssagenden Worten ab.

Voll Widerwillen, Ekel und Uiberdruß an dem Leben ging er auf sein Zimmer und versuchte es zu schlafen, aber er fand keine Ruhe. Einen Augenblick streckte er die Hand nach dem Dolche

aus, der auf dem Tisch lag, zog sie aber wieder zurück, er hatte ihr ja versprochen, sich nicht selbst zu tödten, sondern zu warten, bis der Tod zu ihm kam. Er konnte sich ihrer Herrschaft nicht entschlagen, selbst jetzt nicht, da das Leben schon so gut als hinter ihm lag.

Es war bereits Mitternacht vorüber, als er aufstand und mechanisch in den Park hinunter stieg. Mitten in dem tiefen Frieden der Natur, in der lautlosen Stille, die da herrschte, fühlte er die Zerrissenheit seines Gemüthes nur noch mehr. Unruhig wanderte er durch die Laubgänge des weiten Gartens, mit dem Gefühl eines zum Tode Verurtheilten, der zum letztenmal die Stätte seiner Leiden sieht. An einer Biegung des Weges angelangt gewahrte er plötzlich zwei erleuchtete Fenster, es war die Richtung, in welcher Adriennes Schlafzimmer lag. Schnell kam er näher, er hatte sich nicht getäuscht, sie hatte noch Licht. Ein schadenfrohes Lächeln verzog seinen Mund. Auch sie schläft nicht, dachte er, auch sie ist unglücklich und findet keine Ruhe.

Lange stand er an die Parkmauer gelehnt und starrte zu ihren Fenstern empor; da dachte er an jene Nacht, wo er auch zu ihren Fenstern aufgeschaut, von ihr verstoßen und verlassen wie heute. Er dachte an die öden Jahre, die dazwischen lagen, und die doch nichts geändert hatten an seinem herben Schicksal; ja, die Qual von heute

war noch weit größer als die von damals; da war er noch beinahe Knabe, das ganze Leben lag vor ihm, damals rief ihm noch die Hoffnung ihre verheißungsvollen Worte zu, er konnte noch glauben und vertrauen, wie ganz anders war es heute!

Er kannte die Welt, er kannte das Leben, und wußte nur zu gut, daß ihm beide nichts mehr zu bieten hatten. Heute stand er bettelarm da und starrte hinauf zu dem Gemach, das sein ganzes Glück, seinen ganzen Reichthum barg. Ein namenloser Schmerz erfaßte ihn, er fühlte die Oede seines Daseins, die bleiche Gestalt der Entsagung, die ihn ruhelos durch das Leben trieb, den Fluch, der auf ihm zu lasten schien, und wilder Grimm erfaßte sein Herz und trieb ihm die Thränen des Zornes auf die Wangen.

Plötzlich warf er heftig den Kopf zurück und rief beinahe laut: „Ich will glücklich sein und sei es auch nur für einen Augenblick!" Und dem verzweifelnden Gedanken maßloser Leidenschaft gehorchend erkletterte er das Rebenspalier, das bis zu den offenen Fenstern seiner schönen Mutter reichte. Den nächsten Moment schon hält sein Arm das Fensterkreuz umschlungen, während sein brennendes Auge die Bewohnerin dies Raumes sucht.

Adrienne liegt in der Tiefe des Zimmers auf dem Boden, die nackten Arme auf den Rand

des Divans, den bleichen, in seiner ernsten Ruhe wie aus Marmor gemeißelten Kopf in die hohle Hand gestützt, so liegt das stolze königliche Weib mit dem finstern, verzehrenden Blick auf die Erde hingegossen, ein Bild klageloser stummer Leiden.

Sie war nur in ein leichtes weißes Nachtkleid gehüllt, das ihre Formen mehr hob als verbarg. Die Brust einer Venus schimmerte durch die zarte Stickerei des Hemdes, welches ihren herrlichen Nacken bloß ließ. Die langen blonden Haare lagen zum Theil aufgelöst in ihrem Schooß und schimmerten mit verlockendem Glanz.

Die Augen des Prinzen verschlangen die üppigen Reize seiner Mutter, die Hand, mit welcher er sich fest hielt, fing an zu zittern, mit einem Satz war er im Zimmer.

Adrienne sprang erschreckt auf, ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen, als sie sein verstörtes Antlitz sah. Kaum hatte sie noch Zeit, nach einer Pelzjacke zu greifen, welche auf dem Divan lag, als der Wahnsinnige ihr schon zu Füßen lag und sie beinahe mit unverständlichen Worten um Liebe, um Gnade anflehte.

Glühend roth vor Entrüstung stieß sie ihn zurück und nannte ihn einen Elenden. Aber der Widerstand reizte ihn nur noch mehr, wild riß er ihr den Pelz auseinander und trank mit sinn-

los gierigen Blicken die seltenen Reize, die durch das dunkle Pelzwerk noch verlockender wurden. Vor Zorn bebend stieß sie den Rasenden zum zweitenmale zurück, und im nächsten Augenblicke hatte sie die Pistole von der Wand genommen und hielt sie dem Sinnlosen vor die Brust.

Der Prinz riß seinen Rock auf, und den flammenden Blick auf sie gerichtet, rief er: „Ja, ja, gib mir den Tod, Du schöne, wunderbare Frau, Du grausames, herzloses Weib! Von Deiner Hand zu sterben wird mir Wollust sein! — Zögere nicht, schieße, hier ist meine Brust, mein Herz hast Du schon längst unter Deine Füße getreten!"

Unwillig schleuderte Adrienne die Pistole weg, und stolz vor ihn hintretend, sagte sie: „Weißt Du, Karl, daß ich Dich von diesem Augenblicke an verachte."

„Verachte mich!" rief er mit schneidendem Hohn, „ich lache dazu, aber mein mußt Du sein in dieser Stunde noch, dann zerschmettere ich mir den Schädel."

„Karl, Du bist wahnsinnig!"

„Ja, ich bin es — bin's durch Dich."

„Der Vorwurf trifft mich nicht, ich that nur meine Pflicht; möchtest Du auch die Deine thun. — Denke an Deinen Vater."

„Ich kenne ihn nicht als solchen, er ist mein Nebenbuhler, und ich hasse ihn!“

Adrienne beugte sich zu ihm nieder und sah ihn mit ihren scharfen, durchdringenden Augen fest an. Wie der bezähmte Löwe vor den magnetischen Blicken seines Bändigers zu zittern beginnt, so schlug der Prinz die Augen nieder vor der geheimnißvollen Kraft, die aus diesen wunderbaren Sternen leuchtete. „Ich befehle Dir, sogleich mein Zimmer zu verlassen, wenn Du nicht willst, daß ich Dein Bild besudelt und beschmutzt aus meinem Herzen reiße. Ich will vergessen, was Du soeben gethan im Wahnsinn der Leidenschaft, wenn Du nicht länger zögerst, mich mit Deiner Gegenwart zu entehren.“ — Sie sprach dies langsam, drohend, dann setzte sie mild hinzu: „Karl, sieh mich an — siehst Du, selbst in diesem Augenblicke habe ich noch den Muth, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe — unendlich — über Alles! Aber eben darum bitte ich Dich, lasse mir das wehmüthige Glück, lasse mir die Erinnerung rein an Dich bewahren, nimm mir nicht Alles — Alles, wenn Du gehst! Aller Blüthen beraubt wird mein Leben ohnedies ein trauriges sein, laß mir den Gedanken an Dich unbefleckt, damit mein Geist bei Dir weilen darf, wenn mich die Zukunft aus den hohlen Augen trostlos anblickt. —“

Sie sah traurig bittend auf ihn nieder — und

er — er lag gebändigt zu ihren Füßen und weinte wie ein Kind.

„Kannst Du mir vergeben?" frug er in leisem, gebrochenen Ton. „Kannst Du vergessen, was ich Rasender gethan?"

„Ich will es, Karl, hier meine Hand darauf."

Wehmüthig zog er ihre Hand an seine Lippen.

„Zum letztenmale," sagte er mit einem tiefen Athemzuge, dann bat er: „Erbarme Dich und laß mich einmal, ein einzigesmal Deine Füße küssen." Sie ließ sich stumm auf den Divan nieder und er bedeckte ihre Füße mit heißen Küssen und Thränen.

„Geh' jetzt," sagte sie, und auch in ihrer Stimme zitterte verhaltener Schmerz. Noch einmal maß er ihre Gestalt, als wolle er ihr Bild recht fest in seinem Geiste aufnehmen, dann ging er durch das Fenster, wie er gekommen. —

Adrienne sah ihm nach, bis er in der Dunkelheit verschwunden war; als sie sich umwandte, stand ihr Gemal mitten im Zimmer.

Aus dem Schlafgemach des Fürsten führte eine geheime Treppe zu dem seiner Gemalin. Sein Gemüth war bedrückt von dem kühlen, beinahe gleichgiltigen Abschied, den sein Sohn von ihm nahm, da es galt eine Reise anzutreten,

nach welcher er kaum hoffen durfte, ihn wieder zu sehen. Daß ein großer Kummer auf dem Herzen des Prinzen lag, sah er nur zu deutlich an seinem verstörtem Wesen; doch der zartfühlende Mann wollte sich nicht in das Vertrauen seines Sohnes drängen, und wartete von Tag zu Tag, aber des Prinzen Lippen blieben verschlossen. Auch Adrienne, an die er sich wandte, wollte von den Leiden des jungen Mannes nichts wissen. Das liebevolle Herz des Vaters zog sich stolz zurück, als er sah, daß man ihm zu mißtrauen schien. Er litt darunter, doch er schwieg.

Als sein Sohn zum Tode verwundet nach Jahren wieder in sein Haus kam, da hoffte er mit freudigem Herzen, daß nun der Mißton ausgeglichen werde, der seit dem Tage, als er ihm die Geliebte nahm, ihre Harmonie zerstörte. Anfangs schien es auch, als wolle die alte Liebe zu dem Vater in sein Herz einkehren, aber nur kurze Zeit, dann wurde er wieder kalt und unnahbar. So kam der Abschied. Der Fürst fühlte, daß die Kluft zwischen ihm und dem Prinzen größer war als je. Kummervoll ging er zu Bette, doch kein Schlaf kam in seine Augen; da schien es ihm mitten in der Stille der Nacht, als ob oben in dem Zimmer seiner Gemalin heftig gesprochen werde. Er fürchtete irgend ein Unglück und sprang schnell aus dem Bett, noth-

dürftig nur einige Kleider über sich werfend, eilte er hinauf. Doch oben an der Thüre vernahm er ganz deutlich die erregte Stimme seines Sohnes, und so fest er auch Adrienne vertraute, so drohte das Herz des Gatten doch still zu stehen, als er die leidenschaftlich glühenden Worte des Prinzen hörte. Leise öffnete er die Thüre, und hinter der Portiere stehend, beobachtete er beinahe die ganze Scene. —

Als sich jetzt Adrienne umwandte und ihren Gatten befremdet ansah, kniete er vor der angebeteten Frau nieder, und ihre Hände küssend sagte er: „Adrienne, wie soll ich Dir danken für das Opfer, das Du mir bringst, für die Treue, die Du mir bewahrst?!"

Doch die stolze bleiche Frau sah ihn verwundert an, als begreife sie nicht, was er sprach. Sie stand vor ihm groß, ruhig und kalt wie eine Statue, kaum bewegte sich ihr Mund als sie erwiederte: „Ich verstehe Dich nicht."

„Du verstehst mich nicht, Adrienne, jetzt, wo mich die Dankbarkeit zu deinen Füßen niederzieht? Ich weiß, was soeben hier vorgefallen ist, denn ich stand dort, und habe Euch belauscht. Ich sah Dich in Deiner ganzen Würde dem Sinnlosen gegenüber, in der Größe Deiner Tugend, Deines Stolzes. Adrienne, Du bist ein Weib, vor dem man nur anbetend auf den Knien lie-

gen kann, ein Weib, das in seiner sittlichen Kraft jeden Mann beschämt. Ich danke Dir, Adrienne, für das Glück, das Du mir erhalten, für meine gerettete Ehre, die mein eigener Sohn schonungslos in den Koth ziehen wollte, für die Schande, die Du mir vor der Welt erspart"

Sie stand noch immer unbeweglich. „Du thust Unrecht, mir zu danken," sagte sie wie früher.

„Unrecht?"

„Ja Unrecht, denn ich dachte nicht an Dich."

„An wen dachtest Du also?"

„Nur an mich selbst." —

Verwundert stand der Fürst auf. „An Dich?" frug er.

„Ja wohl, nur an mich. Oder bist Du wirklich schwach genug zu glauben, daß ich an Dich, an Deine Ehre, an das Schreckgespenst der Welt dachte, als ich den geliebten Mann, den die grenzenlose Liebe zu mir bis zum Wahnsinn brachte, von mir stieß!? Nein, wahrlich nicht! Was bist Du mir, was Deine Ehre, was die Welt! Was ich gethan habe, that ich nur meinetwegen. Meine Anschauung von Pflicht und Recht hießen mich so handeln, und nur um mein Gewissen rein zu erhalten, habe ich sein Herz gebrochen und mit ihm auch das meine." —

„Adrienne, du bist schrecklich!“ rief der Fürst.

Sie lachte herzzerreißend.

„Ja, ich bin schrecklich, weil ich tugendhaft bin, weil ich die Kraft habe zu entsagen — schrecklich! — ich fühle es selbst. Kalt und steinern steh ich da; um den Kopf zu behalten, habe ich das Herz gemordet, ich fühle nichts mehr, es war der letzte Kampf — nun ist es abgethan, nichts mehr kann meinen Frieden, meine Ruhe stören.“

Der Fürst sah seine Frau an, erschreckt, mit leisem Grauen. Er fürchtete sich vor diesem Weibe, das ihm in seiner kalten Hoheit gegenüberstand, fremd, unbegreiflich. Er wagte nicht mehr ihre Hand zu berühren, mit einem gedrückten „gute Nacht“ entfernte er sich.

Ihr Gatte war schon lange fort, sie stand noch immer in der Mitte des Zimmers, unbeweglich, wie er sie verlassen hatte.

Die aufgehende Sonne fing an die Berge zu vergolden, als sie sich auf das Bett warf.

Es war nicht ganz ein Jahr vergangen, als der Fürst einen Brief erhielt, dessen Aeußeres verrieth, daß er weite Strecken zurückgelegt und

durch viele Hände gegangen war. — Er erkannte sogleich die Schrift seines Sohnes und erbrach erregt das Schreiben. Das Datum war um mehrere Monate zurück, der Brief mußte irgendwo liegen geblieben sein.

Der Prinz benachrichtigte seinen Vater in kurzen Worten von seinem Aufenthaltsorte und bat ihn zugleich über einige werthvolle Sachen, die sein Eigenthum waren und die er zurückgelassen, nach seinem Wunsche zu verfügen, da er nie mehr in die Heimat zurückkehren werde. Stumm reichte der Fürst den Brief seiner Gattin. Sie las ihn, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen, und gab ihn gleichgiltig zurück. —

Jahre schwanden dahin, Prinz Karl blieb verschollen, er galt in der Familie für todt, obwohl man nie darüber sprach.

Adrienne hatte richtig gerechnet, ihre Ruhe blieb fortan gesichert, nichts störte mehr ihren Frieden.

Ihre Reize entwickelten sich mit jedem Jahre imposanter und berauschender, es gab Leute, welche das Schloß des Fürsten nur besuchten, um die Fürstin, die berühmte, gefeierte Schönheit, kennen zu lernen; es gab keinen Maler von Bedeutung, der sich nicht die Gunst erbat, sie malen zu dürfen, aber so sehr man sie auch bewunderte, Jeder

fühlte sich von Ihrer kalten Majestät angefröstelt, und athmete erst wieder frei auf, wenn er aus dem Bereich dieser glänzenden, großen, scharfblickend grauen Augen war.

Druck und Verlag der
Bohemia,
Actiengesellschaft für Papier- und
Druckindustrie, **Prag**.

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 012 282 7